Von Roten Engeln und weißen Tauben

Roter Engel in einer geteilten Stadt
Meine Erfahrungen in Berlin und
im Hendrik Kraemer Haus (1976 -1979)

Ein Zeitzeugenbericht von
Els van Vemde

INHALT

Prolog	4
Erste Begegnung mit Berlin - Weihnachten 1975	9
Das offene Haus	10
Bé Ruys - „Nou meid, wat gezellig …“	11
Heilig Abend 1975	12
Die S-Bahn	14
Die Grenze	15
Die (Ost-)Mark	16
Kaffee und Kuchen	18
Ich werde ein Roter Engel im Hendrik Kraemer Haus -1976	19
Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (1)*	22
Fahrt in die Republik	23
Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (2)	26
Die Wohngemeinschaft	27
Mitarbeiterfahrt nach Prag - September 1976	30
Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (3)	30
Zwei Berlins	31
Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (4)	36
West-Deutschland im Herbst	38
Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (5)	42
Menschen im Hendrik Kraemer Haus	42
Zum Beispiel: das Mittagessen	46
Ost-Deutschland, „Stiefkind von Europa“?	47
Die Sprechstunde in Ost-Berlin	51
„Ost-Lektüre“	53
Ost-Berlin privat	54
Zwei Altenkreise	55
Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (6)	58
Gottesdienste in West und Ost	60
Die Kinder	62
Asymmetrie der Zeiten	63
Ost-West-Dialog	66
Eine kleine ökumenische Reise (Polen)	68
Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (7)	70
Personalwechsel	72
Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (8)	73
Der Holländische Abend	73
Zeichnungen	76
Kirchentag in Berlin - Juni 1977	77
Sommer-Impressionen 1977	78
Manchmal doch etwas zu bunt …	81
Meine Mutter besucht mich	82
Neue Menschen, neue Zeiten, neue Herausforderungen …	84
Und danach …	86
Widmung	86

*Bei den so genannten „Momentaufnahmen“ handelt es sich immer um authentische Briefe oder Tagebucheintragungen aus jener Zeit, die ich vom Holländischen ins Deutsche übersetzt habe. (Els)

Die Mauer

„Viele Menschen,
aber auch die Füchse
und Wildschweine,
konnten die Berliner Mauer
nicht passieren.
Einige versuchten es ...
Menschen und Maulwürfe,
aber im Verborgenen und blind.
Nur die Tauben,
die Friedensboten,
konnten alle Grenzen überwinden
(und zwar mit Leichtigkeit).
Und außerdem,
selbstverständlich,
auch die Engel...“

(Els)

Im Jahre 1949 kam die niederländische Theologin Elisabeth (Bé) Ruys - 32-jährig - als sogenannte fraternal worker nach Berlin und hatte schon viele politische und ökumenische Erfahrungen im Gepäck. Die Gründung des Weltkirchenrates - 1948 in Amsterdam - hatte sie persönlich miterlebt. Diese Organisation richtete ihren Sitz in Genf ein und betrieb in der Nähe – in Bossey - ein eigenes ökumenisches Institut, ein Haus das auch Bé kennen gelernt hatte. Gäste aus aller Welt kehrten dort ein und wurden von Freiwilligen betreut. Man nannte sie "Blaue Engel".

Fünf Jahre später war Bé selbst Hausherrin einer ökumenischen Herberge in Westberlin. Dort waren ebenfalls Besucher und Besucherinnen aus der ganzen Welt willkommen und gingen ein und aus. Es war das Haus in der Limonenstraße 26, über das ich später erzählen werde.

Der holländische Mitbegründer des ÖRK, Leiter des Hauses Bossey, Professor Hendrik Kraemer, kam am 6. Januar 1959 persönlich vorbei um, auf Bitten von Bé, dem Haus seinen Namen zu geben.

Selbstverständlich brauchte auch dieses Haus fleißige Helferinnen und Helfer. Sie wurden meistens aus Bés Heimatland, also aus den Niederlanden, rekrutiert. Ein Name für diese Freiwilligen wurde erst im Laufe der Zeit gefunden. Irgendwann hießen sie - in Anlehnung an der Tradition in Bossey - ebenfalls "Engel", aber da Bé ihre politische Gesinnung gern nach außen trug, wurden diese Engel "Rote Engel" genannt. Und damit fängt auch meine Geschichte als Roter Engel in Berlin an…

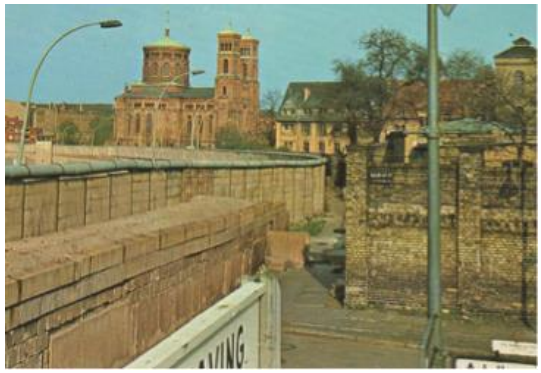
Prolog

Bevor ich nach Berlin kam, hatte ich zwei einprägsame „Mauer-Erfahrungen“. Da ich vom Lande kam und im Grünen aufwuchs, waren Mauern sonst eher selten zu sehen.

Eine Erfahrung aus dem Jahre 1969: Wir Schüler und Schülerinnen der Oberschule hatten eine externe Bildungswoche und sollten an deren Ende ein Kabarett gestalten und zwar im Keller der Bildungsstätte. Der Keller hatte zwei Räume. Wir mussten das Publikum in beiden unterbringen, sonst hätte der Platz nicht ausgereicht. Eine Möglichkeit für eine Vorführung, die alle sehen konnten, gab es nur unter den Zwischenbögen. Da es auch lose Steine im Keller gab, bestand unser erster Akt darin, die Steine zwischen den Bögen hoch zu stapeln, was sofort eine Irritation beim Publikum hervorrief, denn sie wurden nun langsam – Stein für Stein - voneinander getrennt und konnten dabei nur hilflos (manche verärgert: „was soll der Quatsch?“) zusehen. Die Inspiration für dieses Vorhaben hatte uns natürlich die Berliner Mauer gegeben. Diese befand sich nach unserem Empfinden ziemlich weit weg. Wir hatten darüber gehört oder gelesen und sahen manchmal Bilder im Fernsehen, aber viel Hintergrundwissen besaßen wir nicht.

Obwohl wir nicht viel wussten, oder gerade deshalb, war unser intuitiver Zugang im Nachhinein interessant. Durch die räumlichen Umstände wurde an beiden Seiten gebaut, scheinbar unhistorisch. Am Schluss wurde das Publikum auch an beiden Seiten aufgefordert, die Mauer nieder zu reißen, was gleichzeitig unsere Moral der Geschichte war.

Ich hatte ein Gedicht geschrieben, das ich (langsam) während der ganzen Prozedur vorlas:



Der erste Stein
wird gelegt,
Ehrungen kommen zu allen,
denn der Bürgermeister schweigt,
die Fanfare fehlt.
Du... ihr... Zuschauer wider Willen,
an beiden Seiten,
ihr werdet bald
die andere Seite
nicht mehr sehen können.
Es wird gebaut...
und es ist nicht gerecht...
Denn wer kann denn schon wohnen
in einer Mauer?
Ich möchte ein Haus!
Ich möchte nach Hause!
Wartet ab, seid gelassen...
Sagt nichts,
tut nichts...
Niemand hat Schuld:
Der Maurer nicht,
er baut nur,
Stein auf Stein...

Bei den Ruinen
liegen genug.
Es wird gebaut...
Ein Monument für die Stadt,
bald kommen die Touristen...
Passt auf!
Tretet nicht zu nahe!
Die Mauer ist gefährlich
und teuer bezahlt,
teurer als du,
armer Zuschauer.
Es hat keinen Zweck
diese Mauer zu durchbrechen.
Denn Stein ist härter
als du... (...)
Schlusssatz: „Reiße sie nieder...!“

(Gedicht von 21.5.1971 – erster Teil: ins Deutsche übersetzt)

Eine andere Erfahrung: 1974 ging ich als junge Freiwillige im Rahmen eines Friedensprogramms von Pax Christi nach Belfast. Die niederländische Gruppe arbeitete dort einen Monat lang, zusammen mit anderen internationalen Freiwilligen, in einem Integrationsprojekt mit katholischen und protestantischen Kindern aus den ärmsten Ortsteilen der Stadt. Wir lebten auch in dieser Gegend bei Familien der beiden Religionsgruppen. Straßensperren teilten die benachbarten Viertel. Jedes Mal, wenn wir von der katholischen Straße zur protestantischen wollten und umgekehrt, kontrollierten britische Soldaten mit Gewehren unsere Ausweise. Nur wenige Einheimische liefen so hin und her. Die Menschen kamen nur aus ihrem Wohnviertel heraus, wenn sie im Stadtzentrum etwas zu erledigen hatten. Sie lebten „ummauert“, ziemlich eingesperrt in Straßen ohne Bäume, vor allem der katholische Teil. Dazu herrschte überall eine angespannte Atmosphäre.

Meine Freundin und ich wurden bei einer allein stehenden Frau im katholischen Viertel Ardoyne untergebracht. Sie räumte ihr einziges Schlafzimmer mit einem schmalen Doppelbett für uns und legte sich selbst in einer winzigen Kammer schlafen. Ihre Wohnung hatte noch ein kleines Wohnzimmer mit einem offenen Kohlekamin, eine kleine primitive Küche, die eher wie eine Scheune aussah, und ein Plumpsklo im Hof. Diese Wohnung war Standard für alle Familien, die dort lebten, ungeachtet dessen, wie groß die Familien waren.

Die Frauen hielten sich mit kleinen Jobs über Wasser und sorgten nebenbei für den ganzen Haushalt und sämtliche Familienangelegenheiten. Die Männer standen an den Straßenecken herum – arbeitslos – und wussten mit sich und mit ihrer Umwelt nichts anzufangen (das gleiche Bild sollte mir in den 90-er Jahren wieder begegnen, aber dann in Brandenburg!).

Ich habe dort auch ein Gefängnis besucht, weit außerhalb der Stadt, ein umzäuntes Gelände mit Stacheldraht, das wie ein Konzentrationslager auf mich wirkte. Ich besuchte dort keinen Schwerst-Kriminellen, sondern einen jungen Burschen, der irgendwie – wie viele andere mit ihm – in die Auseinandersetzungen „hineingeraten“ war.

Ich erzähle diese Erfahrung, weil sie mir einen anderen Blick eröffnet hat. Als ich nach Berlin fuhr, brachte ich also nicht nur den engen Horizont der gut gesättigten und fein gepflegten (verwöhnten?!) niederländischen Gesellschaft mit. Mir wurde bewusst, dass Belfast keine Stadt eines so genannten Entwicklungslandes war, sondern ein Teil Westeuropas, also ein Teil von uns. Dort (aber auch in London und Dublin) sah ich zum ersten Mal Bettler und Bettlerinnen mit ihren Plastiktüten durch die Straßen gehen.

Ich wurde sehr oft an diese Erfahrungen in Belfast erinnert, als ich die fremde Stadt Berlin erlebte. Es gab viele Dinge, die mir in Ostberlin nicht gut gefallen haben, dennoch stand für mich fest: Die Menschen waren dort gut ernährt, sie hatten Zugang zu einer guten medizinischen Versorgung und Bildung, sie hatten passable Wohnungen und konnten einer Arbeit nachgehen. Und last but not least: Sie blieben von einem Bürgerkrieg verschont.

Davon konnten die - westeuropäischen - Bewohner Belfasts nur träumen...

Was allerdings ein Leben „im Kalten Krieg direkt an der Front“ bedeutete, das wussten die Berliner besser als alle anderen Europäer.

Meine Sicht auf die Stadt, Ost und West, wurde von verschiedenen Einfallswinkeln heraus entwickelt.

Meine ersten drei Jahre verbrachte ich in der schönen Villengegend Dahlem. Dort lebte ich im Hendrik-Kraemer-Haus, das mir natürlich durch seine einzigartige Rolle als Brücke zwischen Ost und West eine besondere Perspektive ermöglichte.

Wenn ich meine Eindrücke aber nur aus seiner direkten Nachbarschaft heraus betrachte, muss ich feststellen, dass ich in einer Umgebung wohnte, die nicht darauf ausgerichtet war, zwischenmenschliche Beziehungen anzuregen. Die Natur in den wunderschönen Privatgärten und im nahe gelegenen Botanischen Garten lachte mich an, aber ich sah kaum Leute auf der Straße. Abgesehen von einigen dort lebenden Freunden des Kraemer Hauses, erinnere ich mich, nachbarschaftlich gesehen, nur an den Briefträger Hans, der bei uns täglich eine Tasse Kaffee trank, an den netten Mann von der Apotheke und an die S-Bahnangestellte, die am „Botanischen Garten“ ganz allein die Züge abfertigte. Da wir recht häufig die Bahn benutzten und oft spät abends auf einem leeren Bahnsteig eintrafen, gab es irgendwann ein wiedererkennendes Kopfnicken.

Die Villen, alle umzäunt, blieben verschlossen. Einige davon gehörten der Freien Universität. Man sah selten ein lebendiges Wesen. Es spielten auch keine Kinder auf er Straße. Später zogen im Nachbarhaus andere Leute ein, die mit dem Kraemer Haus verkehrten, aber das war nach meiner Zeit.

Dahlem war schön, keine Frage. Die Ästhetik verschwand aber, sobald man in nördliche Richtung fuhr.

Ein paar Busstationen von uns entfernt befanden sich das Rathaus Steglitz und die Einkaufsstraße „Schlossstraße“. Ein hässliches Hochhaus, der sogenannte „Steglitzer Kreisel“ ragte dort in den Himmel, warf seinen Schatten unverschämt auf sämtliche Häuser und Gehwege und stand - noch unverschämter - während der drei Jahre, als ich dort wohnte, leer und nutzlos herum. Dieses Spekulationsobjekt musste der Berliner Senat irgendwann wohl oder übel übernehmen, um daraus Büroräume für seine amtlichen Stellen zu machen.

Von diesem hässlichen Punkt aus durchschnitt eine ebenso hässliche Autobahn die Umgebung und wollte sich noch weiter durch die Stadt fressen, aber das wussten die Autobahngegner in den Siebzigern zu verhindern. Die geplante „Westtangente“ wurde gestoppt.

Die nähere Umgebung entdeckte ich mit dem Fahrrad, wobei ich mich sehr an das Berliner Pflaster gewöhnen musste. Auf diese Weise besuchte ich alle vierzehn Tage eine einsame Frau in einem Pflegeheim, Frau Zibell. Über die Zustände in diesem sterilen, sauberen Heim war ich ziemlich entsetzt. Nach dem Motto: Wer sich nicht mehr selbständig bewegen kann, kommt ins Bett, wurde die arme Frau in ein 3-Bett-Zimmer gelegt, wo sie mindestens drei Jahre bis zu ihrem Tode ausharren musste. Das alles, diese Eindrücke, direkt vor meiner Haustür, war wohl Westberlin, aber natürlich auch nur ein kleiner Ausschnitt.

Als Ausländerin habe ich mich bemüht, nicht ständig Vergleiche zu ziehen, sondern mich auf das fremde Land einzulassen. Ich wollte versuchen, es von innen heraus zu verstehen. Man muss ein Land erst für sich sprechen lassen, bevor man seine Einwände erhebt. Ich habe später viele meiner Landsleute erlebt, die dies eben nicht taten und mit einer gewissen Arroganz daher kamen, als wüssten sie es besser als die Berliner selbst.

Meine Erfahrung im „Ausland“ war von Anfang an eine doppelte Erfahrung in zwei unterschiedlichen Ländern, und zwar in dem einen und in dem anderen Deutschland. Gleichzeitig war es eine Erfahrung in zwei unterschiedlichen Gesellschaftssystemen. Das erforderte genaues Hinsehen, immer mit der Frage: Was ist kulturbedingt, was ist systembedingt und was ist geschichtlich bedingt?

Alles auf die Waagschale zu legen, wäre ohnehin ein mühseliges Unterfangen gewesen und die Frage: „Wo lebt es sich besser?“ konnte man nicht beantworten, ohne zu fragen: „Auf welchem Weg befindet sich diese Gesellschaft?“ Oder: „Auf wessen Kosten lebt es sich besser?“

Ich glaube, ich war relativ unvoreingenommen als ich nach Deutschland fuhr. Also „relativ“, weil ich einschränkend zugeben muss, dass ich mich als Holländerin nicht ganz frei machen konnte von dem allgemeinen negativen Bild und den Klischees, die man in meinem Heimatland von den deutschen Nachbarn hatte. Die Ressentiments waren aber in meiner Familie nicht so stark ausgeprägt (obwohl oder gerade weil sie aktiv im Widerstand gewesen war) und der Anti-Sozialismus schon gar nicht, sodass ich doch recht offen in die neue Welt blickte. Nun ja, ich muss gestehen: Mein Blick in

Richtung Sozialismus war nicht ganz objektiv. Ich wünschte mir eine Alternative zur kapitalistischen Welt. Ich war mir nicht sicher, ob der sogenannte „realexistierende Sozialismus“ nun eine glückliche Alternative sein könnte, aber ich stand dem sicherlich offener, neugieriger und großzügiger gegenüber als manche anderen Menschen.

Meine einzigen wirklichen Vorbehalte gingen in Richtung Großstadt. Ich konnte mich schwer mit diesem Konglomerat aus grauen Steinmassen anfreunden. Ich hatte Städte noch nie besonders gemocht und hatte mich bis dahin auch noch nie besonders für eine Stadt interessiert. Außerdem hatte Berlin, im Vergleich zu den niederländischen Städten, eine Fläche die meine Maßvorstellungen weit überschritt. Die Distanzen ließen sich nicht so einfach mit dem Fahrrad bewältigen. Und wie man weiß, ist das Fahrrad in Holland doch das Maß aller Dinge ...

Wenn du reisen willst,
musst du weit gehen,
weiter als du selbst,
dein eigenes ich,
eine ganze Welt
lässt du hinter dir...

Grenzen überschreiten
ist mehr
als fremdes Geld
oder ein Stempel in deinem Ausweis.
Denn bist du ein Tourist,
der das Land kaufen möchte,
weil es neu ist
und originell,
wirst du zu Hause vergessen
was es war.

Wenn du reisen willst,
musst du weit gehen,
weiter als deine eigenen Grenzen,
ein Reisender sein,
der sieht und hört,
das Fremde versteht
und sich in Beziehung setzt
mit anderen Menschen.

Und dann,
was du mitbringst,
die Erfahrung
und alles was du gelernt hast,
ist mehr als du gehabt hast
und gewesen bist
und so kommst du
immer weiter,
wenn du willst
reisen.

Ungarn 1976

Das Gedicht habe ich nach einer Reise nach Ungarn und kurz vor meinem Aufbruch nach Berlin im August 1976 geschrieben und nun ins Deutsche übersetzt.

Erste Begegnung mit Berlin - Dezember 1975

Die Bahnlinie von West- nach Osteuropa verläuft über den 52,5 Breitengrad nah an meinem Heimatort im Osten Hollands vorbei über Bentheim, Hannover nach Berlin und weiter nach Warschau. Damals stiegen auch die Schiffspassagiere aus England in Hoek van Holland in diese Eisenbahn ein.

Am 23. Dezember 1975, also in der Nacht zum Heiligabend, fuhr ich zum ersten Mal mit diesem Zug nach Berlin. So oft ich später diese Strecke auch gefahren bin - nachts, am Tage, vor der Wende, nach der Wende - das erste Mal, in dieser Winternacht, werde ich nie vergessen. Weiter als Bentheim war ich bis dahin noch nicht über diese Linie gefahren. Ich kannte das Land dort noch nicht und bekam es in dieser Nacht auch nicht zu sehen. Wir fuhren durch die Dunkelheit an spärlich beleuchteten fremden Bahnhöfen vorbei, wo wir oft eine Ewigkeit standen. Es wurde etwas aus- und eingeladen, das waren Postsäcke, erfuhr ich später. Ich hatte nur einen Sitzplatz reserviert und dachte, dass es zum Schlafen reichen würde, aber ich tat kein Auge zu. Wir wurden oft gestört: Fahrausweis- und Ausweiskontrollen. Jawohl Deutschland! Ein tief verwurzeltes Vorurteil über dessen Gründlichkeit und Bürokratie fand dann doch seine erste Bestätigung.

Dieser alte Zug mit seinem unverkennbaren Geruch des Ostens, klappernden, zugigen Fenstern und Türen, überhitzt oder eisig kalt, Hauptfarbe: braun, Erkennungszeichen: schmutzig (vor allem die Klos, die garantiert auf halber Strecke verstopft waren), dieser Zug war schon vor der Grenze zu Deutschland Eingangstor und fahrende Anti-Reklame für Ostdeutschland. Er gehörte der ostdeutschen Bahn. Nun sagte sich jeder Tourist natürlich: ist ja wohl klar, dass der Kommunismus nichts Besseres zu bieten hat. Auf dieser Strecke gab es tatsächlich nichts Besseres, denn an der Grenze bei Helmstedt, wo der „eiserne Vorhang“ durchquert werden sollte, standen düster dreinblickende Grenzbeamte mit Schäferhunden, die den Zug von außen gründlich kontrollierten. Im Zug wurden erbarmungslos die Lichter angeknipst, als die hellgrauen Beamten unser Abteil besuchten. Bei dieser Ausweiskontrolle bekam man sein Transitvisum. Die Lokomotive wurde ausgewechselt, denn die elektrifizierte Strecke war zu Ende, eine Diesellok übernahm die letzte Strecke nach Berlin, sie fuhr deutlich langsamer, dafür umso lauter.

Ich ließ all diese fremden Eindrücke auf mich einwirken. Was mich in dieser Nacht beschäftigte, war das Bewusstsein, dass ich nun diese unheimliche Strecke fuhr von Holland über Deutschland Richtung Polen, die ich aus jener barbarischen Geschichte kannte. Damals waren es Güter- und Viehwaggons gewesen. Die holländische Bahn kassierte für jeden „Fahrgast“ eine finanzielle Vergütung, aber das habe ich erst viel später erfahren. Es war wohl das Rattern der Räder, die umhüllende Dunkelheit und die fremde Bestimmung, die bei mir die Assoziationen auslösten. Ich würde eines Tages diese Strecke weiterfahren nach Polen, nach Warschau und ich würde auch Auschwitz besuchen, allerdings erst viele Jahre später.

Bei mir im Abteil saßen die Söhne einer größeren holländischen Familie, die sich über zwei Abteile im Zug verteilt hatte. Während sie ihre Cola tranken, erzählten sie, dass sie alle zusammen nach Polen fuhren, in die alte Heimat des Vaters, einem Kneipenbesitzer aus Brabant. Schicksale... Wenn du Reisender im Zug bist, kannst du viele Schicksale erleben.

Und wenn du nach Berlin, in die geteilte Stadt fährst, dann wirst du von Schicksalen bald nur noch umgeben

Das offene Haus

Ich war in dieser Nacht nach Berlin gefahren um meine Freundin Emmy zu besuchen, die seit dem Sommer im Hendrik Kraemer Haus arbeitete. Emmy und ich hatten uns auf der berühmt-berüchtigten „roten“ Fachhochschule für Sozial-Pädagogik in Driebergen kennengelernt und angefreundet. Seitdem führten wir immer interessante geistig-spirituelle Gespräche und zwar inter-religiös, denn sie war von Hause aus katholisch und ich war humanistisch-sozialistisch geprägt. Mit ihr war ich in Belfast gewesen und nun hatte sie mich in das ökumenische Hendrik-Kraemer-Haus eingeladen. Da wir uns gegenseitig immer lange Briefe schrieben, wusste ich schon recht gut über das Haus Bescheid, und ich war sehr gespannt, es kennenzulernen.

Bundesarchiv, Bild 183-C1101-0041-002
Foto: Spremberg, Joachim | 11. Januar 1964

Emmy wollte mich morgens früh vom Bahnhof Zoo abholen, aber ich hatte diesen winzigen Bahnhof glatt verpasst. Wie ich es aus London kannte, erwartete ich zunächst viele kleine Bahnhöfe bevor ich den großen Hauptbahnhof erreichen würde. Weit gefehlt. Ich war ziemlich erschrocken, als der Zug plötzlich in Friedrichstraße hielt, ein Ost-Bahnhof! Mein erster Impuls war: Wie komm ich hier wieder raus?

Nun ja, es stellte sich schnell heraus, dass ich mich in einem abgetrennten Westteil vom Bahnhof befand. Eine S-Bahn führte mich dann über den Mauerstreifen, über das „Niemandsland“ rund um das Reichstagsgebäude, einer Ruinen-Landschaft, zurück nach West-Berlin. In der S-Bahn kam ich mit einer älteren Ostberlinerin ins Gespräch, die Westberlin besuchte. Dreißig Besuchstage im Jahr standen ihr als Rentnerin zu. Ich schrieb über diese Begegnung in meinem Tagebuch: „Ihr fiel die Situation sichtbar schwer. Bei den anderen Menschen, die ich später in Ostberlin traf, habe ich – im Nachhinein gesehen - diese Schwere und Traurigkeit nicht mehr feststellen können.“

Emmy war am Zoo nicht mehr da. Etwas orientierungslos nahm ich ein Taxi. Zehn Mark kostete der Spaß, dabei wäre es mit den Öffentlichen sehr leicht gewesen, nun ja.

Das Haus in der Limonenstraße Nummer 26, strahlte mir in gelben und rötlichen Farben entgegen. Anders als bei den Villen in der Nachbarschaft stand das Gartentor einladend offen.

Das Kraemer Haus machte seinem Ruf als offenem Haus alle Ehre. Ich wurde sofort in die gemütliche Küche, unten im Souterrain, zum Frühstück eingeladen. Emmy war noch nicht zurück, aber Jacob und Henk, zwei holländische Mitarbeiter, kümmerten sich um die Gäste. Ich sollte an diesem Tag noch viele andere Leute kennen lernen. Zum einen waren in dieser Weihnachtszeit noch mehr Gäste aus Holland zu Besuch, Verwandte und Freunde, das Haus war voll. Zum anderen kamen Freunde aus der Stadt vorbei, die den Heiligen Abend gern in dem gemütlichen Haus verbringen wollten. Ein Abendessen für alle war geplant.

Bé Ruys – „Nou meid, wat gezellig..."

Auch wenn ich mich nicht an alle Details erinnern kann, bin ich mir ziemlich sicher, dass Bé Ruys um etwa halb elf in die Küche kam, um sich ihre erste Tasse Kaffee zu holen. Wahrscheinlich erschien sie im Morgenrock, und wenn sie keine dringenden Termine hatte, dann verschwand sie auch bald wieder auf klappernden Pantinen samt Zeitung nach oben. Natürlich nicht, bevor sie mich herzlich begrüßt hatte: „Oh wat leuk, de vriendin van Emmy, nou meid wat gezellig..." Und wenn Bé auch hundert Mal begrüßte, immer wieder aufs Neue, andere Menschen, neue Gesichter, neue Namen, so hatte sie doch eine besondere, authentische Art dies zu tun. Es klang nie abgeschliffen, es war immer herzlich und ohne Wenn und Aber.

Jede Befangenheit räumte sie damit sofort aus dem Weg. Ich bekam das Gefühl, sie nicht nur seit einer Minute, sondern schon seit Wochen zu kennen. Das war ihre Art,

sie hatte quasi die Zeit der vorsichtigen Annäherung, die sonst natürlich wäre, übersprungen. Von einer Frau, die sich von allen bei ihrem Spitznamen Bé nennen ließ, ob Freund oder fremd, konnte man nichts anderes erwarten. Bei manchen ernsthafteren Menschen löste sie damit Irritationen aus und manch anderer fühlte sich so übermäßig geschmeichelt, dass er oder sie sich in einer ganz besonderen Beziehung zu Bé wähnte. Aber das waren die Ausnahmen. Ich selbst hatte es leicht, dieser Umgangsart zu begegnen, denn mein Vater hatte sie genauso vorgelebt. Das war vielleicht so eine unterschwellige Seelenverwandtschaft, die mich mit Bé verband. Sie hatte etwas von meinem verstorbenen Vater, einem Menschenfreund, der auch jegliche soziale Hierarchie in Abrede stellte und von allen Menschen schlicht beim Vornamen genannt wurde.

Bés lockere holländische Sprüche ließen sich übrigens schwer in die deutsche Sprache übersetzen. Das hielt sie nicht davon ab, sich ihre eigene – eigensinnige – Übersetzung zurechtzuschneiden. Ihr Standardwörtchen „leuk“ (mit dem sich der Duden herumplagt, es annähernd zu umschreiben mit „komisch“, „spaßhaft“, drollig“, aber auch „trocken und unverfroren“), übersetzte Bé mit dem Wörtchen „toll“. Seitdem wunderten sich ihre deutschen Gesprächspartner, warum und wieso Bé alles nur so toll finden konnte.

Heilig Abend 1975

Emmy hatte zu tun und selbstverständlich half ich ihr und begleitete sie auf ihren Wegen. Es fiel mir sehr leicht einfach mitzumachen: Kaffee kochen, abwaschen, einkaufen.

Wir besuchten an diesem Vormittag die alte Witwe Frau Heuking. Sie sprach auf Grund einer Heirat holländisch, war aber als Kind in Russland – in der Zeit vor der Revolution - aufgewachsen. Obwohl sie einen ungepflegten Eindruck machte und recht mürrisch wirkte, ahnten wir, sobald wir uns in ihrer Wohnung umschauen konnten und mit ihr ins Gespräch kamen, dass sie ihr Leben in vornehmen und gebildeten Kreisen verbracht hatte. Reizwörter waren allerdings Sozialismus und Christentum. Wenn man diese vermied, konnte man sich interessant mit ihr unterhalten. Lange hat sie nicht mehr in diesem persönlichen Ambiente wohnen können. Es geschah mit ihr wie mit allen einsamen und etwas orientierungslosen alten Frauen: sie kam in ein Pflegeheim, wo sie die letzten Monate ihres Lebens sehr unglücklich und verzweifelt verbrachte.

Das Abendessen an diesem Heiligabend im Hendrik-Kraemer-Haus sollte etwas ganz besonderes werden. Normalerweise war das Essen billig und einfach. Je nachdem,

wer es zubereitet hatte, war es durchschnittlich gut oder gewöhnungsbedürftig. Aber zur Feier dieses Tages hatte Edith Mattis, Mutter von Gabriele, angeboten zu kochen. Sie war eine Frau mit Stil, was sie in ihrer Kleidung schon zum Ausdruck brachte, womit sie sich deutlich von den anderen Anwesenden abhob. Sie kochte Rotkohl mit Äpfeln, Truthahn mit Kartoffeln und eine feine Sauce dazu, für die sie sich extra ins Zeug legte. Wir gingen ihr zur Hand. Als alles fertig war, sollte die festliche Mahlzeit mit dem Aufzug nach oben ins Wohnzimmer befördert werden. Wer sich auskannte, wusste dass die Schüsseln nicht über einen bestimmten Rand hinausragen durften, aber leider waren hier Unwissende tätig. Der Aufzug verhakte sich, die Schüsseln kippten um und die feine Sauce lief in den Abgrund. Wir retteten, was zu retten war, zum Glück fast die ganze Mahlzeit bis auf die exquisite Sauce, was Edith an diesem Abend nur mit großer Mühe verschmerzen konnte.

Alle anderen nahmen es mit Humor. Der Humor siegte meistens in diesem Haus, das an keine Anstandsnormen gebunden war. Es wurde ein geselliger Abend mit Bé, Edith, Jacob, Henk, Hartmut und seiner Mutter, Nora, Ali, Henni, Bianca, den Brüdern von Jacob und Henk und ihren Frauen, mit Emmy und mit mir. Aus dieser ersten zufällig zusammen gewürfelten Runde habe ich einige Kontakte fürs Leben bewahrt, manche prägten mein Leben in besonderem Maße. Schicksale...

So langsam spürte ich die Müdigkeit von der durchwachten Nacht, aber so gegen 23 Uhr war ein Aufbruch geplant. Man machte sich auf dem Weg zum Gottesdienst zur Heiligen Nacht bei dem befreundeten Priester Claus Hebler im nördlichsten Zipfel Westberlins, in der Dorfkirche in Lübars!

Natürlich sollte ich mitkommen. „Das ist ja einmalig," sagte Emmy. Sie liebte die spirituellen Augenblicke ganz besonders und eine Mitternachtsmesse gehörte zu ihrer vertrauten Tradition. Für mich war es neu und wurde zu einer interessanten, schönen Erfahrung. Mit Autos fuhren wir fast eine Stunde lang durch die Stadt in der weihnachtlichen Winternacht. Die Straßen waren ziemlich leer. Die kleine, schnuckelige Kirche war gut besucht und die Atmosphäre war freundlich und stimmungsvoll. Claus Hebler machte einen zugewandten und liebenswürdigen Eindruck, obwohl seine Obrigkeit da ganz anderer Meinung war. Sie hatten ihn schon länger als roten, radikalen, subversiven Ketzer auf dem Kieker. Bald würde ein Berufsverbot ihn von seiner ihm wohl gesonnenen Gemeinde trennen. Nach der Messe blieb man zusammen, trank Glühwein und aß Stolle. Selbst für meinen Geschmack als Holländerin war dieses Rosinenbrot viel zu süß und viel zu schwer.

Ich glaube, dass es erst drei Uhr nachts war, als ich mich endlich hinlegen konnte zum Schlafen, erschöpft nach meinem ersten Tag in Berlin.

Am nächsten Tag fuhr Henk uns im VW-Käfer, dem hauseigenen Auto, durch die Stadt. Und ich sah zum ersten Mal die Mauer von Berlin. Für das Kraemer-Haus war die Mauer keine Touristenattraktion und auch nicht das Ende des Weges. Sie war eine Staatsgrenze und man konnte – zumindest von unserer Seite aus – einreisen.

Für die Ausländer im Haus, die vorher kein Visum beantragen mussten, wurde diese Einreise schon fast zur alltäglichen Gewohnheit. Im Schnitt zwei Mal pro Woche sollte ich in den kommenden drei Jahren diese Grenze überqueren. Emmy hatte für den dritten Tag einen Besuch in Ostberlin geplant.

Meine erste Grenzerfahrung in Berlin hebt sich in meinem Gedächtnis nicht besonders ab, die Erinnerung vermischt sich mit den Erinnerungen an spätere Besuche. Wenn wir mit dem Auto fuhren, reisten wir über die Kochstrasse ein, über den sogenannten „Checkpoint Charly“, einem speziellen Übergang für Ausländer. In den anderen Fällen erfolgte die Einreise über die Friedrichstraße. Diese erreichte man mit der S-Bahn...

Die S-Bahn

Vom S-Bahnhof Botanischer Garten fuhren wir mit der S-Bahnlinie Richtung Frohnau zur Friedrichstraße. Die S-Bahnzüge, ebenso die Bahnstrecken, gehörten der DDR. Entsprechend einfach waren sie ausgestattet. Für die einen waren diese Züge mit ihren mahagoni-farbigen Holzbänken (und der altmodischen Heizvorrichtung darunter) so etwas wie eine persönliche Beleidigung. Sie rümpften arrogant ihre Nasen über diese antiquierten Verkehrsmittel und ärgerten sich über die holprige Fahrt. Das heißt: Wenn sie überhaupt einstiegen, denn es gab nicht wenige Westberliner, die diese Stadtbahn aus politischen Gründen boykottierten.

Die anderen hatten einen nostalgischen Gefallen an ihr und waren angetan von der Gediegenheit dieser Fahrzeuge. Sie fanden es außerdem wohltuend zu erfahren, dass veraltete Sachen nicht gleich auf den Müll geworfen wurden, nur weil sie alt waren, während sie gleichzeitig noch gut funktionierten. Und die Erfahrung lehrte: Sie funktionierten wirklich gut und es gab relativ wenige technische Störungen. Ich liebte diese S-Bahnzüge, die so gemütlich durch die Stadt tuckerten, oft an hübschen Bahnhöfen vorbei und im Frühling an blühenden, duftenden Fliedersträuchern.

In der Stadtbahn hatte man also einen schönen Blick über die Stadt, denn sie fuhr meistens über der Erde, tauchte aber vor dem Anhalter Bahnhof in den Tunnel und danach befand man sich unter dem Staatsgebiet der DDR. In diesem dunklen Tunnel fuhren wir an gespenstisch wirkenden „toten“ Bahnhöfen entlang, wie zum Beispiel „Unter den Linden“ oder „Potsdamer Platz“. Im Schatten der spärlichen Glühbirnen tauchte hin und wieder ein Wachmann auf, der dort Stellung bezogen hatte. Ich beneidete den armen Mann nicht, dass er dort ausharren musste.

Das Personal der S-Bahn war bei der DDR angestellt, auch wenn man im Westteil der Stadt wohnte. Dass es so etwas auch gab, auf die Idee würde man normalerweise nicht kommen, aber wir kannten einen solchen „Pendler zwischen den Systemen“, der sich in dieser Position gar nicht so schlecht fühlte. Auch seine Krankenversicherung lief über den DDR-Staat, und er hatte das Privileg, sich bei Bedarf in einem Ostberliner Krankenhaus behandeln zu lassen.

Die Grenze

Die Grenze, die West- und Ostberlin voneinander trennte, war natürlich eine besondere historisch-politische Grenze. Sie trennte nicht nur zwei Stadtteile und zwei Staaten von-einander, sondern gleich zwei globale gesellschaftliche Systeme. Sie teilte an dieser Stelle die ganze Welt in einen Westblock und einen Ostblock, in Kapitalismus und Sozialismus. Zwei Wirtschaftssysteme prallten aufeinander und damit verbunden die unterschiedlichen politischen Systeme und Vorstellungen, die Normen und Werte. Das war enorm, was diese kleine Grenze aushalten musste. Denn die beiden Systeme – tonnenweise mit Atomsprengköpfen ausgestattet - kämpften um den Machtanspruch in der Welt. Es war Kalter Krieg.

Das muss man erst einmal verstehen und berücksichtigen. Während der Kuba-Krise standen sich die Panzer am Checkpoint Charly auf beiden Seiten gegenüber. Eine große Spannung lag in der Luft. Berlin stand im Mittelpunkt dieser großen Auseinandersetzung. Was wäre passiert wenn...?

Während man sich also auf der einen Seite zu Recht über die Wartezeiten, die ausführlichen Kontrollen und über manche Grenzschikanen aufregen konnte, sollte man sich andererseits vielleicht darüber wundern, dass eine solche schwergewichtige Grenze nur aus improvisierten Holzverschlägen bestand, ein Labyrinth von Trennwänden aus Sperrholz, die die Besucher nach Nationalitäten (Westberliner, Westdeutsche und Ausländer) einteilten und mit Schildern zum Schalter führten.

Für einen Terroristen des 21. Jahrhundert wäre es ein leichtes gewesen, dort Menschen in seine Gewalt zu nehmen oder das Ganze in die Luft zu sprengen. Die modernen Grenzkontrollen stellen jene der DDR doch ziemlich in den Schatten.
Natürlich hat man das in den 1970-er Jahren anders empfunden.

Für den Grenzübergang rechnete man sicherheitshalber zwei Stunden ein und man war froh, wenn man in anderthalb Stunden durch war. Der Rückweg war etwas kürzer.

Friedrichstraße war ein Nadelöhr, und ein großer Besucherstrom musste mit der bekannten bürokratischen Bremskraft durchgelotst werden. Es empfahl sich, ein Buch mitzunehmen, aber leider waren nun nicht alle Bücher erlaubt, also las man in der Regel „Ost-Lektüre“.

Wie schon erwähnt, konnten Ausländer problemlos ein Tagesvisum bekommen. Anfangs war es 24 Stunden gültig, sodass die Holländer oder Schweizer aus dem Kraemer Haus gern bei Ostberliner Freunden übernachteten. Diese Regel wurde irgendwann 1976 verändert. Danach war es nur noch möglich, bis 12 Uhr nachts in der DDR zu verbleiben. Pünktlich sollte man wieder draußen sein. Von da an verlief unser Aufbruch nach abendlichen Besuchen und Veranstaltungen meistens etwas hektisch. Die Verkehrsmittel fuhren nachts sporadischer, man musste darauf Acht geben, die entsprechende U-Bahn nicht zu verpassen. Nicht selten fuhren befreundete Gemeindemitglieder uns mit ihren Trabis zur Grenze. Man staunte, wieviel Platz diese kleinen Wagen im Ernstfall boten.

Deutsche Demokratische Republik
Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten

Transitvisum

zur einmaligen Reise durch das Hoheitsgebiet der Deutschen Demokratischen Republik über die für den Transitverkehr zugelassenen Grenzübergangsstellen auf den vorgeschriebenen Verkehrswegen und der kürzesten Fahrtstrecke

i. A.

Während des Transits ist ein Wechsel des Transportmittels nur mit Zustimmung der zuständigen Organe der DDR gestattet. In der Binnenschiffahrt berechtigt das Transitvisum zum Landgang an den dafür zugelassenen Orten.

A 19/3

Wir teilten unsere Erfahrungen an der Grenze mit den anderen ausländischen Mitbürgern. Sie sprachen die Sprachen aller Welt und erschienen in allen Haut- und Haarfarben. Aber wenn wir um 12 Uhr ausreisten, kam uns ein großer Strom meist dunkelhaariger Einreisender des männlichen Geschlechts entgegen. Sie warteten ungeduldig darauf, um 0.01 Uhr einreisen zu dürfen. Die neue Regelung war eigentlich ihretwegen entstanden, denn es gab auf der Ostseite ein reges Geschäft der Grenzprostitution. Die Prostitution war billiger als im Westen, sodass die ärmere ausländische Kundschaft (mit Tagesvisum) sich dorthin wandte. Das Geschäft wurde durch die neue Regelung nicht aufgehoben, sondern lediglich zeitlich nach hinten verschoben.

Die (Ost-)Mark

An der Grenze bekam man ein Tagesvisum für 5 DM, dazu bezahlte man den üblichen Zwangsumtausch von 6,50 DM, der 1:1 umgerechnet wurde. Die Verhältnismäßigkeit wurde später in den 80-er Jahren drastisch überschritten als der Umtausch auf 25 DM erhöht wurde, aber ich rede hier von den 70er Jahren. Das war eine andere Zeit. Mit dem Geld konnte man einkaufen, besser gesagt: man musste etwas kaufen, denn die (Ost) Mark durfte nicht wieder ausgeführt werden.

Das Geld, das man empfing, war im Gewicht deutlich leichter als das Geld, das man eingetauscht hatte. Ostgeld fühlte sich an wie Kinderspielgeld. Die Münzen waren so leicht, dass sie schon allein deswegen den Eindruck vermittelten, nichts wert zu sein. Das war natürlich Wasser auf den Mühlen der nörgelnden Skeptiker - ich nenne sie mal die “Ostnörgler“, womit ich ganz bestimmt nicht die seriösen Ost-Kritiker meine. Die Nörgler regten sich ständig über dies und jenes und natürlich auch über diesen Zwangsumtausch auf, nach dem Motto: In der DDR könne man ja gar nichts Vernünftiges kaufen. Das Geld wäre genauso verloren wie die Visumgebühren! Dabei konnte man für 0,20 Pf. durch die ganze Stadt fahren, sich mit dem restlichen Geld ganz bequem den Bauch mit Essen und Trinken vollschlagen und obendrein noch ein Museum besuchen. Meistens war dann zwar immer noch Geld übrig, aber immerhin hatte es seinen Wert gezeigt.

Die 20 Pfennige für die U- oder S-Bahn wurden auf wirklich originelle Weise kassiert. Auf dem Bahnsteig befand sich ein Automat, den jeder Fahrgast selbst mit der Hand bedienen konnte. Das 20-Pfennigstück warf man durch den Schlitz. Es landete dann hinter einer durchsichtigen Scheibe aus Plexiglas mit kleinen Fächern, sodass man sein eigenes Geldstück dort sehen konnte und – das war der Witz dabei – die Leute hinter dir ebenfalls. So funktionierte die soziale Kontrolle im Sozialismus. Einen Knopf einzuwerfen würde auf diese Weise ja zu Peinlichkeiten führen. Nach dem Einwurf konntest du einen Hebel betätigen, diesen herunter drücken, wobei sich die Scheibe mit deiner Münze weiter drehte. Dort kam eine Karte heraus, die du abreißen konntest. Das Aberwitzigste bei der ganzen Sache war: du konntest beliebig viele Karten ziehen und zwar völlig unabhängig von dem Münzeinwurf. Jeder Mensch hätte sich dort umsonst bedienen und eine ganze Gruppe mit Fahrkarten ausstatten können. Aber niemand tat so etwas, nach dem Motto: Das eigene Volk beklaut man nicht.

Für die einmaligen Besuche der normalen westlichen Touristen stellte der Zwangsumtausch also eigentlich kein Problem dar. Vielmehr hätten wir, die ein bis zwei Mal die Woche einreisten, über den Zwangsumtausch meckern können.

Aber wir hatten in der Regel keine Schwierigkeiten damit. Er wurde von den meisten für Essen, Bücher und Schallplatten ausgegeben. Ich persönlich liebte die Schreibwaren-Abteilung im Kaufhaus oder die Artikel der Volkskunst in den osteuropäischen Spezialläden. Man legte das Geld in die Gemeinde-Kollekte, in eine Sparbüchse bei Freunden oder man führte es ohne Zögern wieder aus (eine Körpervisitation habe ich nie erlebt).

Und wir gingen ins Theater! Die großen etablierten Schaubühnen und die Oper im Westen hatten damals schon saftige Preise, sodass dieser Luxus erst im Ostteil ermöglicht wurde. Zwar wollten wir dort auch ein Stück sozialistische Kultur erleben und gingen in das Brecht-Theater am Schiffsbauerdamm (Galilei, Mutter Courage...), aber ein anderes Mal sahen wir uns ein klassisches Ballett an. Zusammen mit meiner Freundin besuchte ich auch den glanzvollen Palast der Republik. Dort trat die berühmte polnische Nationaltanzgruppe Mazowsze auf und wurde das Musical Anatevka aufgeführt. Das war große Klasse und bezahlbar für jedermann und für jede Frau.

Im Theater konnte man gut den Unterschied zur westlichen Gesellschaft spüren, auch wenn er erst auf den zweiten Blick sichtbar wurde. Im West- bzw. im Osttheater kleideten die Menschen sich unterschiedlich. Die einen putzten sich in feinen Abendkleidern heraus, die anderen kamen ganz leger gekleidet, zum Beispiel in Jeans. Diese Kultur hatte sich im Westen erst seit den späten 60-er Jahren durchgesetzt. Aber während dort die schicke Kleidung in der Regel auf die Oberklasse hindeutete, konnte man im Osten überhaupt nicht bestimmen wer der Professor und wer der Kranführer war. Möglicherweise haben dort die Arbeiterinnen und Arbeiter etwas mehr Wert darauf gelegt, sich für den Abend mal so richtig fein zu machen.

Das Schöne war: man konnte sich jeden Tag ganz spontan für einen Theaterbesuch entscheiden. Wenn der Platz ausreichte, dann genügten auch die Kleider, die man gerade anhatte, und wie gesagt: das Geld reichte immer!

Ja, das Geld reichte immer und deswegen wurde in der DDR kaum über Geld geredet. Alle Menschen, die ich kannte, hatten genug zum Leben, manchmal sogar ein klein wenig mehr, aber nie... zu viel. Möglicherweise trug die letztgenannte Tatsache mehr zu einer ausgeglichenen Zufriedenheit bei als man ahnen würde, trotz Mangelwirtschaft.

Kaffee und Kuchen

Am dritten Tag meines Berlin-Besuchs 1975 fuhren wir also nach Ostberlin. Dort machte ich die erste von vielen Fahrten durch diese Stadt, mit S-Bahn, U-Bahn, Straßenbahn oder – viel seltener - mit einem Bus. Heute hätte ich noch gern gewusst, wo ich genau war. Leider liegt in der Erinnerung so vieles im Dunkeln. Nur die Orte, wo wir uns öfter trafen, kann ich jetzt noch auf dem Stadtplan ausmachen.

Wir besuchten an dem Tag Frau Wolf, ein Mitglied der Gemeinde. Frau Wolf war eine kleine, muntere, etwas quirlige Frau um die sechzig. Sie hatte uns zu Kaffee und Kuchen eingeladen, und wir erlebten einen vergnüglichen Nachmittag. Ein ganz typisches Vergnügen, wie sich im Nachhinein herausstellte. Der kleine Tisch vor dem Sofa, auf dem die Gäste saßen, war mit einem quadratischen, bestickten Tischtuch bedeckt. Darauf das einheitliche Kaffee-Geschirr, die Tassen, Untertassen und Kuchenteller (die Holländer würden dazu „Frühstücksteller“ sagen). Das betreffende Porzellan bekam man später noch öfter in die Hand, obwohl die Auswahl der Muster viel größer war, als die Ostnörgler sich vorstellen konnten. Die anspruchsvolleren DDR-Bürger hatten eine Vorliebe für elegantes Zwiebelmuster oder noch schöner: die einheimische echte Bürgel-Keramik aus Thüringen, blau mit weißen Pünktchen. Letztere wurde leider zum größten Teil exportiert. Frau Wolfs Geschmack war einfach und bescheiden. Das war ein Merkmal der älteren Generation im Osten. Sie lebte einfach und bescheiden und meistens auch zufrieden, aber darüber später mehr. Allerdings wollte man schon gut da stehen, wenn Gäste aus dem Westen kamen. Es sollten mindestens zwei selbst gebackene Kuchen aufgetischt werden und ein Kaffee, der über den Geschmack des östlichen „Muckefucks“ hinausging. Die meisten Menschen sparten sich etwas zusammen und bekamen Jacobs Krönung auch im Intershop. Natürlich war „West-Kaffee“ immer ein willkommenes Gastgeschenk.

Mit dieser kleinen Erfahrung lässt sich gut zeigen, wie unterschiedlich Westdeutsche und Ausländer das ihnen Gebotene in Ostberlin begutachteten. Die Westdeutschen verglichen alles mit ihrer heimischen Kultur: die Produkte, die Geschmäcke, die Ästhetik und den Lebensstandard im Allgemeinen. Im Vergleich damit konnte die Ost-Kultur nie und nimmer mithalten. Im Westen war alles besser, moderner, feiner, schöner und so weiter.

Wenn du aber als Ausländerin einreist, dann erhoffst du dir ein wenig Exotik im fremden Land, also begrüßt du das Anders-Sein. Ich kam in dieser Hinsicht voll auf meine Kosten. Vor allem kulinarisch, denn ich durfte so viel Kuchen essen, wie ich wollte. Ja, eigentlich sollte ich sogar wollen. Das war was ganz anderes als daheim in Holland, wo bei jeder Tasse einmal die Keksdose geöffnet und nachdem du einen Keks ausgewählt hattest, sofort wieder geschlossen wurde.

Ich kehrte zufrieden nach Holland zurück mit einem „exotischen“ Rezept von Mohnkuchen in meiner Tasche, das ich bis jetzt zwar noch nie ausprobiert, aber immerhin als Souvenir aus Ostberlin aufbewahrt habe.

Ich werde ein Roter Engel im Hendrik-Kraemer-Haus – 1976

In Holland lief meine Stelle aus und nachdem ich viele Erfahrungen mit Emmy geteilt hatte, fand ich die Idee, ein Jahr im Ausland zu verbringen, ganz reizvoll. Es schien ein guter Zeitpunkt zu sein. Die Rezession im Westeuropa schritt zwar gerade voran und machte sich im sozialen Sektor schon bemerkbar – deshalb der Jobverlust –, aber ich war noch sehr optimistisch darüber, bei meiner Rückkehr erneut Arbeit zu finden. Anfangs wollte ich jedoch nicht nach Berlin, sondern lieber in ein Land, in dem ich Englisch sprechen konnte. Aber die Erinnerung an die besondere Atmosphäre im Hendrik-Kraemer-Haus mit seiner interessanten Brückenfunktion nach Osteuropa, der Charme von Bé Ruys, der auf das Haus abfärbte und natürlich auch die Tätigkeiten, für die wieder ein „Mädchen“ nach Emmys Abschied gebraucht wurde, nahmen mich für diese Möglichkeit ein.

Ich hatte gemerkt, dass meine unkirchliche Sozialisierung für Bé absolut kein Hinderungsgrund war. Das Haus war ökumenisch im weitesten Sinne des Wortes, es war offen und brauchte nur die Offenheit meinerseits, dann würden wir schon miteinander auskommen.

Im März 1976 hatte ich in Utrecht ein Bewerbungsgespräch mit Bé Ruys. Ich schrieb darüber an meine Freundin Mirjam: *„Eine Frau wie Bé kannst du schwer beschreiben. Sie redet sehr viel und während sie mit dir redet, redet sie auch mit anderen und dennoch hört sie jedes Wort, das du sagst. Sie ist herzlich und spontan, aber auch geschäftstüchtig und dominant. (...) Ich könnte viel von ihr lernen und würde im Endeffekt gut mit ihr auskommen. Sie erwartet viel von einem, aber ich würde ja nicht allein sein. Ich würde in einem Team arbeiten (...)“* Ein Team mit „Jungen“, wie ich sie damals noch bezeichnete. Es waren Jacob, Henk, Hartmut und – nicht im Haus wohnend – Uli und Andreas.

Meine Tätigkeit sollte sein: Organisation des Haushalts (obwohl alle auf dem Gebiet mitarbeiten sollten), sozial-pädagogische Arbeit (Hausbesuche, Seniorenkreise, Kindernachmittage, Holländische Abende) und Mitarbeit in einem Studienzirkel (nach freier Wahl).

Schließlich war aber wohl die wichtigste Funktion im Haus: ein „Roter Engel“ zu sein. Weil das Haus zu jeder Tageszeit offen für Besucher und Besucherinnen war, wurde

im Wochenplan festgelegt, wer von uns wann Dienst hatte: morgens, mittags oder abends. Dann war man zu Hause und zuständig für Telefon- oder Türklingel, während man die anfallenden Hausarbeiten erledigte und dafür sorgte, dass immer Kaffee bereit stand. Kaffee war das Zauberwort von Bé. „Und jetzt machen wir Kaffee," sagte sie mehr als einmal am Tag, vor allem wenn neue Gäste eintrafen, womit sie sagen wollte, dass der zuständige Rote Engel geschwind einen Gang in die Küche machen sollte. Denn Bé trank unendlich viel Kaffee und bot ihn unaufhörlich an, aber machte nie welchen selbst. Das hatte man schnell begriffen. Sie konnte damit Unmut bei manchen kritischen Mitarbeitern erzeugen, aber ich fand die Alternative, es mit Humor zu nehmen, wesentlich entspannter. Bé konnte man nicht ändern. Sie war die einzige Tochter „aus gutem Hause" gewesen, was sie wohl geprägt hat. Obwohl sie ihren Habitus in vielen Dingen abgelegt hatte – zum Beispiel, wenn sie mit einem Teller Essen auf dem Schoß (gern Fischstäbchen) vor dem Fernsehen saß- schimmerte an manchen Stellen doch die feine Art des Bildungsbürgertums hindurch.

Am liebsten hätte sie es gehabt, wenn „das Mädchen" im Hause sich ganz und gar um den Haushalt gekümmert hätte, aber das hatten meine Vorgängerinnen und Vorkämpferinnen zum Glück verändern können. Immerhin bekam das Mädchen das „Mädchenzimmer" im Haus, nicht das schlechteste, zumindest nicht das kleinste, wohl aber im Souterrain gelegen, ganz in der Nähe der Küche. Das Zimmer gehörte am Donnerstag der alten Tante Fie, die sich dort einmal in der Woche an die Nähmaschine setzte, um die Wäsche auszubessern.

Bei meiner Bewerbung hatte ich lediglich eine leise Ahnung davon, was auf mich zukommen würde. Ich versuchte es meiner Freundin zu erklären, um ihr meine Entscheidung verständlich zu machen.

„Die Arbeit heißt manchmal lediglich „zu Hause sein", Telefon abnehmen und Gäste empfangen. Es hat etwas von der Tätigkeit einer Hausfrau. Wohnen und Verpflegung sind frei, die Krankenversicherung ebenfalls und weiter bekomme ich 300,- DM im Monat Taschengeld."
Das Elternhaus meiner Freundin Mirjam hatte eine große Distanz zur Kirche, sodass ihr Vater in aufrechter Sorge war, dass ich mich nun dort im fernen Berlin von der Kirche ausbeuten lassen würde. Das gewerkschaftliche Denken wurde in unseren beiden Familien groß geschrieben.

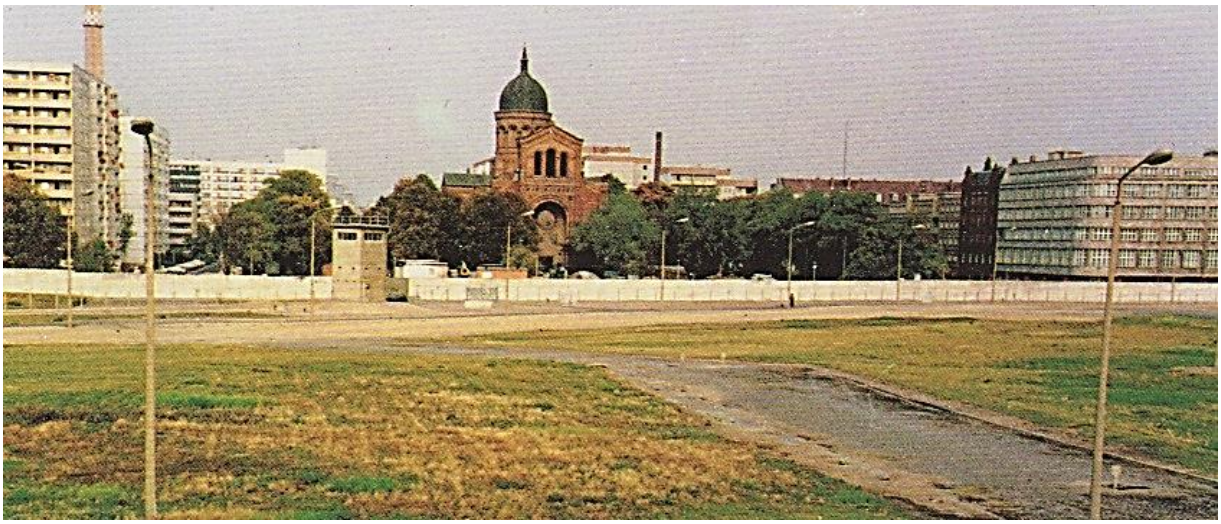
Auch ich hatte damals noch eine ziemliche Distanz zur Kirche: *„Was am meisten gegen die Entscheidung für Berlin sprach, war die kirchliche Atmosphäre, aber diese Sache ist nicht so schlimm wie sie ausschaut. Ich werde bestimmt genug Raum für meine Überzeugung bekommen. Es ist sogar so, dass Emmy mehr oder weniger enttäuscht war, weil im Haus zu wenig geistige Besinnung und Meditation praktiziert wurde. Das Kraemer Haus ist sehr praktisch und politisch aktiv. Was jetzt meiner Entscheidung noch im Wege steht, ist die Bedingung, die das Haus stellt, dass ich mich für mindestens zwei Jahre verpflichte. (...) Das macht die Entscheidung etwas tiefgreifender(...). Meine Mutter findet, dass es meine Entscheidung ist. Sie findet zwei Jahre nicht lang."*

Das Kraemer-Haus war nun alles andere als eine etablierte Kirche. Ich betrachtete die Arbeit als ein freiwilliges Engagement, das mich selbst mit vielen interessanten Erfahrungen bereichern würde.

In den Osterferien fuhr ich noch einmal auf Kosten des Hauses nach Berlin, um mich danach endgültig zu entscheiden. Als ich diesmal Emmy auf ihren Wegen begleitete, war das schon eine Art Einführung in die Arbeit.

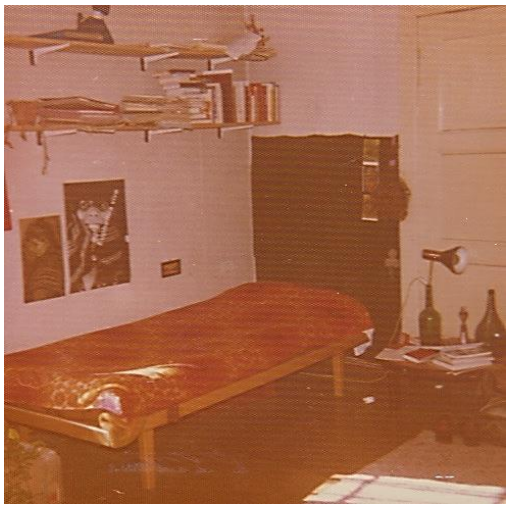
Am 18. August 1976 – am gleichen Tag, als Pfarrer Brüsewitz sich aus Protest gegen die Diskriminierung der Christen in Ostberlin öffentlich verbrannte - zog ich dann nach Berlin. Meine wichtigsten persönlichen Sachen wurden in das Auto meiner Schwester Gerda gepackt, das Fahrrad aufs Dach, das unterwegs noch in beängstigende Wetterturbulenzen geriet, und so fing mein Abenteuer an. Diesmal fuhren wir über die betonierte Autobahn-Transitstrecke der DDR mit Tempolimit 100 km/h.

Gerda blieb ein paar Tage, und in dieser Zeit habe ich die ausführlichste geografische Mauerbesichtigung gemacht, die dann aber auch für alle Zeiten genügte. Ein holländischer Freund des Hauses, Dick Schneider, war ein Kenner der historischen Stadt Berlin. Er sammelte leidenschaftlich alte Postkarten, besuchte die entsprechenden Stel-



len, machte dort ein neues Bild und dokumentierte so die Veränderungen. Er fuhr mit uns an der Mauer entlang, konnte uns deren Verlauf genau zeigen und die Straßen und Häuserzeilen, die sie durchtrennte. Immer wieder kletterten wir auf die westlichen Aussichtstürme und schauten über die Mauer.

Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (1)



Am 27. August schrieb ich meiner Freundin Mirjam: *„Hier sitze ich also in Berlin und zwar an einem schwarzen Schreibtisch vor dem Fenster meines Zimmers. Die ersten drei Tage meines Aufenthaltes habe ich genutzt, um dieses Zimmer aufzuräumen, gründlich sauber zu machen, zu streichen und einzurichten. Mit den Mitteln, die ich zur Verfügung hatte, ist es mir gelungen, einen persönlichen Ort daraus zu machen. Die anderen erkannten das Zimmer kaum wieder. (...) Ich fühle mich hier wirklich schon einigermaßen zu Hause. Auch sonst habe ich schon einige Sachen in die Hand genommen und geputzt, sodass sie jetzt anfangen zu sagen: „Man kann sehen, dass wieder eine Frau im Hause ist!“ Also muss ich wohl aufpassen..! Aktivitäten finden noch nicht viele statt. Bé ist noch in Velp. Sie kommt erst am Mittwoch zurück. Am kommenden Samstag werden wir die Ost-Gemeinde besuchen. Das ist ein Tag, an dem viele Menschen kommen werden. An dem darauf folgenden Samstag werden wir ein Gartenfest organisieren.“*

Und am 6.September.1976: *„Am vergangenen Mittwoch ist Bé zurück gekommen. Am Donnerstag hatten wir den monatlichen Altenkreis. Wir haben die Alten gemeinsam empfangen. Das war eine schöne Erfahrung. Es gab Kaffee mit Kuchen. Bé berichtete, und dann musste ich natürlich erzählen, wer ich bin und so wurde ich vorgestellt. Die Alten (meist Frauen) finden das Mädchen im Haus sehr wichtig, denn sie werden mich – neben Bé – auch oft erleben. Bé musste auch berichten über meine Vorgängerinnen (Emmy, Femke und Kiki) die sie in Holland gesehen und gesprochen hatte. Es wurde von einer der Damen etwas vorgelesen und am Ende des Nachmittags lenkte Bé das Gespräch sehr geschickt auf Prinz Bernhard [wegen dem Lockheed-Skandal], was eine lebendige Diskussion hervorrief.“*

Meine Zeit im Hendrik Kraemer Haus fing also mit Renovierungsarbeiten und Großputz an. Ich habe in den darauf folgenden Wochen feststellen müssen, dass dies kein einfaches Unterfangen war, denn die große alte Villa besaß unglaublich viele Staub- und Schmutzecken. Eine reine Sisyphusarbeit, denn das Resultat war nie von Dauer.

Ich hatte mir seit meiner Ankunft ein Virus zugezogen, das zu einer Nasennebenhöhlenentzündung führte, die mich mindestens fünf Wochen lang beschäftigte. Dadurch machte ich gleich Bekanntschaft mit der ärztlichen Versorgung in Berlin. Die Hausärztin war zwar nett, aber ich stellte fest, dass sie sehr schnell zum Antibiotikum griff. Man muss hier echt aufpassen, schrieb ich nach Hause*: „Bevor du es merkst, hast du schon*

einen Überweisungszettel für die Röntgen-Abteilung in der Hand. Zwei Aufnahmen, na so was ...“ und: „Die Pharma-Industrie überhäuft die Ärztin mit ‚Geschenken‘ ...“

Was ich dabei im Vergleich zu Holland sofort entdeckte: In Westberlin gab es wesentlich mehr Apotheken, fast an jeder fünften Straßenecke befand sich eine.

Als Bé in den ersten Wochen noch verreist war, bedeutete das eine ungewöhnliche Ruhe im sonst so betriebsamen Haus. Bei ihrer Rückkehr wurde das anders, ab dann klingelte das Telefon fast pausenlos.

Die Sommerpause war vorbei. Es wurden sämtliche Aktivitäten geplant, wie das erwähnte Sommerfest mit Basar und Kinderprogramm und auch eine Fahrt nach Leipzig und Dresden. Da mir Bettruhe verschrieben wurde, war ich beim Fest nur bedingt einsatzfähig, aber das Kinderprogramm wurde trotzdem ein Erfolg. Wir nutzten die zwei Zelte vom Sommercamp, die noch im Garten standen, und teilten die Kinder in zwei Gruppen. Sie durften sich verkleiden und schminken und wir machten einen Umzug mit improvisierten Musikinstrumenten.

Ich meldete mich an für die Fahrt in die Republik, dachte ich sei wohl wieder gesund, was eine Fehleinschätzung war, aber ich erlebte dort dennoch eine schöne und interessante Zeit.

Fahrt in die Republik

Zwei Mal im Jahr fuhr Bé mit ihrem Team in die Republik, die DDR. Sie benutzte aus Prinzip immer diese offizielle Bezeichnung, sagte nie Ostdeutschland. Das Wort „Zone“, was bei vielen Westdeutschen abwertend geläufig war, brachte sie nie über die Lippen. Sie nannte Ostberlin auch oft „Hauptstadt“, was nach meinem Geschmack etwas künstlich klang. In jeder Bezeichnung steckte aber im Kalten Krieg ein Politikum. Es war fast unmöglich, sie neutral auszusprechen, beim Schreiben bekannte man sich erst recht. Schrieb man West-Berlin, kam man eindeutig aus dem Westen. Schrieb man Berlin(West), wollte man die DDR ärgern. Schrieb man Westberlin, kam man aus dem Osten und wollte betonen, dass diese eingemauerte Stadt einen Sonderstatus hatte und nicht Teil der Bundesrepublik war.

Zweimal im Jahr, das hieß einmal in März und einmal in September, jeweils zur Buchmesse-Zeit, fuhren wir also nach Leipzig. Das hatte einen einfachen Grund, nämlich dass Ausländer in dieser Zeit auf unkomplizierte Weise einreisen konnten und ein Visum für mehrere Tage bekamen ohne bürokratischen Vorlauf, direkt an der Grenze.

Bé war offiziell Pastorin für die Niederländische Ökumenische Gemeinde in der DDR, und diese Gemeinde hatte einen Ableger in Leipzig (einen Hauskreis in Dresden mit eingeschlossen).

Darüber hinaus lebten einzelne Familien mit holländischen Wurzeln über die ganze Republik verteilt, und es wurde eine Fahrtroute zusammen gestellt, die es ermöglichte, noch ein paar Familien zu besuchen. Für die Ausflüge in die südlichen Teile der Republik mussten spezielle Visa beantragt werden. Das Erzgebirge, Karl Marx Stadt oder Suhl lagen nämlich nicht im Bereich der Stadt Leipzig. Dresden eigentlich auch nicht, aber das nahm man nicht so genau. Ein fester Bestandteil des Programms war dort immer der Besuch dort bei Familie Feurich, die den Hauskreis leitete.

Bé scherte sich nicht besonders um die Bestimmungen. Sie bewegte sich frei nach Lust und Laune durch die DDR. An der Grenze war sie immer entspannt und gut gelaunt, auch wenn sie zu diesem besonderen Zweck eine Art Umstandshose trug, damit sie einige Sachen „auf dem Bauch“ transportieren konnte. Nach Leipzig brachte sie immer eine Burda mit, nicht aus politischer Überzeugung, sondern nur um Tiny Ziege, der holländischen Kellnerin in Auerbachs Keller, eine Freude machen zu können. Tiny war gar nicht religiös und kam von daher auch nicht zum speziellen Gottesdienst der Gemeinde in der reformierten Kirche. Sie hatte außerdem viel zu viel zu tun während der Messezeit, aber sie sorgte immer dafür, dass wir einen Platz bekamen, wenn wir abends in ihr Lokal zum Weintrinken einkehrten. Sie begrüßte uns dann herzlich mit einem starken Akzent, ob auf Deutsch oder Niederländisch, da die Sprachen aufeinander abfärbten. Das war bei vielen Holländern der Fall, die ohne besondere Sprachbildung in das fremde kalte Sprachwasser gesprungen waren und keine weiteren Ambitionen zur Verfeinerung der Sprache hegten, sobald die Verständigung funktionierte.

Die reformierte Kirche in Leipzig, in der Nähe des Bahnhofs bot nicht nur ihren Gottesdienstraum und den Gemeindesaal an, sondern auch einfache Schlafplätze für die jungen Leute. Bé hatte ihr Quartier immer bei Frau Italiaander, der Witwe eines holländischen Pelzhändlers. Es hatten wohl mehrere Holländer, die sich in Vorkriegszeiten dort niedergelassen hatten, diesen speziellen Beruf ausgeübt.

Es kamen im Schnitt 30 Leute zum Gottesdienst (mit Abendmahl) und anschließend gab es Kaffee und Informationen. Bé hatte immer etwas zu berichten: aus der Ökumene, von Reisen und Tagungen. Das machte sie aus dem Stegreif, charmant, witzig, unterhaltsam. Sie brachte immer die ganze Welt in die sächsische Provinz. Die Leute hingen förmlich an ihren Lippen. Wenn sie predigte, tat sie das auch ohne schriftliche Orientierung. Man hatte das Gefühl, dass jede Rede spontan aus der Quelle sprudelte, trotzdem hatte alles meistens Hand und Fuß. Im Gegensatz dazu mochte Bé sich nicht gern auf dem Papier ausdrücken. Und wenn sie es tat, war ihre Handschrift zu 70 Prozent unleserlich.

In Leipzig gab es auch einen Hauskreis. Die Namen des Ehepaars habe ich leider vergessen. Ich besuchte diesen Kreis einmal zusammen mit Andreas. Er sollte über die aktuelle Lage in der Schweiz und ich sollte über Holland berichten, was für mich damals eine große Herausforderung war, inhaltlich und sprachlich. Aber ich fand den Hauskreis sehr interessant. Es trafen sich dort die Freunde und Bekannten dieses aktiven Ehepaars, das sie einlud. Solche Kreise waren eine gute Möglichkeit, in einem geschützten Rahmen offen miteinander ins Gespräch zu kommen. Obwohl man die große Reichweite der Stasi damals unterschätzte – ich selbst war in der Zeit noch viel

zu grün und unerfahren - so war man in diesen Kreisen nicht naiv, aber auch nicht paranoid. Ich habe viele Leute kennengelernt die ziemlich „cool“ darauf reagierten, nach dem Motto: Möglicherweise werde ich abgehört, na und?

In Leipzig besuchten wir auch die von uns sogenannten „Leipziger Damen“. Sie waren keine Holländerinnen. Und das war so typisch für die Niederländische Ökumenische Gemeinde. Alle Menschen, die mit ihr in Kontakt kamen und Gefallen an ihr hatten, gehörten dazu. Die meisten von ihnen waren interessiert an den ökumenischen und gesellschaftlichen Themen. Andere gerieten durch Zufall zu uns oder wurden mal von jemandem mitgenommen. Dann wurden sie von Bé so offenherzig aufgenommen, dass sie froh und dankbar dabei blieben.

So war das auch mit den Leipziger Damen. Sie lebten in einem riesigen Altersheim, dem Nexö-Heim, und wohnten da zusammen in einem kleinen Zimmer. Einzelzimmer gab es nicht, und mit wem man das Zimmer teilen musste, wurde von der Leitung entschieden. Man konnte Glück haben oder Pech. Hier war das Glück geteilt. Brunhilde, die Älteste – weit über achtzig, noch fit und klar im Kopf – hatte eine gute Bildung genossen und war in Kunst und Kultur bewandert. Sie war eine sanfte, weise Frau. Ihre Zimmergenossin Brigitte war viel einfacher gestrickt und mehr als 20 Jahre jünger. Der Grund weshalb sie schon im Altersheim war, ließ sich erahnen. Sie litt an psychosomatischen Störungen, war sehr ängstlich und wehleidig. Sie himmelte Brunhilde an, umsorgte und verhätschelte sie, als wäre sie ihre Liebste, was sie vielleicht auch war. Sie machte es zu ihrer größten Lebensaufgabe und blühte dabei auf. Brunhilde ließ sie einfach gewähren, sie hatte schließlich keine Wahl.

Bé – großzügig wie immer - lud die Damen ein, Urlaub zu machen in der Limonenstraße, eine Einladung, die die beiden als (Früh-)Rentnerinnen auch annehmen konnten. Also kamen sie jedes Jahr ein oder zwei Mal nach Westberlin, und dabei lernten wir einander recht gut kennen. Bé machte den beiden damit eine riesige Freude.

Bei einer unserer Fahrten in die Republik war ich mit Chris Fernando unterwegs, unserem schwarzen Mitarbeiter aus Curacao. Das ergab hier und dort großes Aufsehen in der „Provinz“ (Ich bitte um Verzeihung für dieses Wort). Als Chris das Zimmer der Leipziger Damen betrat, kamen sie aus dem Staunen nicht mehr heraus. Vor allem Brigitte, die es wirklich fertig brachte, eine Hand über seine Wange zu streichen und zu rufen: „Ach, ein Schokoladenmann!“

Übrigens gab es auch die „Dresdner Damen“, die ebenfalls hin und wieder in der Limonenstraße einkehrten. Eine Rentnerin mit ihrer blinden und fast taubstummen Tochter Marianne, die Klavier spielen und wunderbar häkeln konnte. Ein liebenswertes Paar.

Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (2)

Am 19.9.1976 schrieb ich nach Hause*: „Im Augenblick ist das Haus gemütlich voll. Unser Hausteam: Sechs Personen (bis Weihnachten wurde das Team noch erweitert mit einem deutschen Jungen, Tillmann, der versuchen wird, die Bibliothek zu ordnen). Dann die Gäste: Emmy, Jaap und Kiki (sie ist meine Vorvorvorgängerin und er ist Pfarrer) und dann noch Frau Koekoek [wie „Kuckuck“].*

Die letztgenannte Person bringt ihre eigene Geschichte mit.

Sie ist Anfang 60 (ein wenig älter als Bé) und sie hat Bé in einem Jugendcamp der NCSV getroffen, als Bé noch Theologiestudentin war. Frau Koekoek war damals 21 Jahre alt. Vor dieser Zeit wurde sie streng erzogen, durfte also gar nichts. Das Camp machte einen großen Eindruck auf sie, denn plötzlich war alles erlaubt. (...) Sie hatte Bé aus den Augen verloren, bis sie ihren Namen in der Zeitung „Hervormd Nederland“ las, in der Bé einen Artikel geschrieben hatte. Frau Koekoek schrieb Bé sofort: „Bist du es ja, oder bist du es nein? Der Name stimmt, aber das Bild stimmt nicht.“ Das passierte vor zwei Jahren und als im vergangenen Jahr ihr Ehemann starb, bat sie Bé, die Beerdigung zu übernehmen. So trafen sie sich wieder, und in ihrer Spontaneität sagte Bè natürlich: „Mensch, komm doch mal nach Berlin!“

Und jetzt ist sie also da: Frau Koekoek aus Assen. Sie erzählt, dass diese Reise nach Berlin eine ebenso große Erfahrung ist wie das Jugendcamp in Doorn. Aber die zwei Frauen neben einander, das ergibt ein wunderliches Bild. Bé, eine welterfahrene Frau, aktiv, locker, ungezwungen und christlich sehr liberal. Dagegen Frau Koekoek, sehr altmodisch, steif und orthodox. Sie wirkt viel älter als Bé.

Kaum ist sie eingetroffen, da wird sie schon unten am Küchentisch platziert, denn es gibt Essen. Weil so viele Leute mitessen wollen, wird aus Platzmangel der Reihe nach gegessen.

„Ja, sollten wir denn nicht beten?“ fragt sie nach einer Weile verunsichert, völlig überwältigt vom Chaos der essenden und wieder aufstehenden Leute um sie herum.

„Ach nein“, antwortet Bé locker im Stehen mit einem Knäckebrot in der Hand, „das tun wir hier nicht mehr.“ Ich versuche mich in Frau Koekoek hineinzuversetzen. Es muss ihre

Welt ziemlich durcheinander gebracht haben. Aber sie ist eine sehr nette Frau, die sich nach dem ersten Schock auch wieder schnell anpasst und die Dinge so nimmt wie sie sind. Heute Morgen haben Emmy und ich sie zum Museum in der Nähe begleitet. Wir laufen Arm in Arm, Frau Koekoek in unserer Mitte.“

Die Wohngemeinschaft

Zusammen leben und arbeiten in einem Haus, das ist eine spezielle Erfahrung, in der man fürs Leben lernen kann. Wie in jeder Wohngemeinschaft mussten die Hausarbeiten verteilt werden, aber darüber hinaus auch die Gemeinde- und Projektarbeit. Da gab es viel zu regeln, zu planen und abzustimmen. Nicht zuletzt für Bé selbst war das eine enorme Herausforderung.

Sie war 58 Jahre alt, als ich sie kennen lernte und lebte schon seit vielen Jahren mit jungen Leuten unterschiedlicher Couleur in immer wieder wechselnder Besetzung zusammen. Selbst bewohnte sie nur ein kleines Zimmer im ersten Stock, in das sie sich zurückziehen konnte, aber insgesamt hatte sie doch kaum eine Privatsphäre. Die jungen Leute brachten außer ihren persönlichen Habseligkeiten auch viel seelisches Gepäck mit, manchmal eine große Fülle davon und ein ziemliches Durcheinander. Das Haus war zum Glück geräumig, sonst wäre es darin vielleicht eng geworden zwischen allen Launen, Nöten, Krankheiten, Verliebtheiten, Traurigkeiten, Frustrationen und so weiter. Wenn ich heute darauf zurück schaue, wo ich selbst dieses Alter überschritten und vier Kinder groß gezogen habe, kann ich die Lage, in der Bé sich befand, besser einschätzen und nachempfinden. Sie war keine Über-Mutter und sie hätte auch einen ziemlich schweren Job gehabt, wenn sie sich um jeden Pipifax und um alle Wehwehchen gekümmert hätte. Sie ging meistens locker damit um, schaute darüber weg oder sagte ihren lapidaren Standardsatz „Also Kinder, kein Unsinn!“

Aber sie besaß dennoch ein großes Verantwortungsgefühl für die jungen Leute, die sich in ihrer Obhut befanden. Das bekam ich zu spüren, als ich im späteren Verlauf meines Aufenthalts einmal richtig krank wurde und sie sich sorgenvoll um mich kümmerte.

Ich war bis Frühling 1977 – so lange bis Johanna dazu kam - das einzige Mädchen. Das hätte bei der Rollenverteilung von Nachteil sein können, aber die Arbeit wurde sehr akkurat und gerecht aufgeteilt, denn wir hatten Jacob in unserem Team.

Jacob, der holländische Vikar, war schon seit zwei Jahren Mitarbeiter im Haus und kannte alle Gepflogenheiten. Seit der Gründung der Gemeinde hatte es immer holländische Vikare gegeben, die Bé in der pastoralen Arbeit zur Seite standen. Jacobs Vorgänger hießen Bas, Koos oder Wychert. Sie bewohnten das große, helle Zimmer im ersten Stock, neben der Bibliothek, damit sie in

Ruhe geistig arbeiten konnten. Jacob war sehr zuverlässig, nichts konnte ihn aus der Ruhe bringen und seine Fähigkeit penibel zu planen und zu strukturieren tat dem unordentlichen, chaotischen Haus einen guten Dienst. Und was sehr gut war: Er konnte ausgezeichnet kochen, putzen und den Garten bestellen. Wegen der genannten Fähigkeiten und seinem Naturell, aber auch wegen seiner großen Statur fiel er ein wenig aus dem Rahmen, soweit es in diesem Haus überhaupt möglich war, aus dem Rahmen zu fallen.

Dagegen war Henk eine typische Erscheinung jener Zeit. Die Haare länger, die Kleider unordentlich, der Blick öfter mal verschlafen. Nichts gegen Henk – wir kamen gut miteinander aus – er war eben normal! Henk war seit einem Jahr da, bewohnte das zweite Zimmer im Souterrain und tat Dienst als Fahrer für Botengänge, Großkauf, Transport der Gehbehinderten oder als persönlicher Chauffeur von Bé, wenn es einiges zu transportieren gab, zum Beispiel für den Gottesdienst in Ostberlin.

Henk war – zusammen mit Bé – für die Buchhaltung zuständig. Das führte bei ihm regelmäßig zu purer Verzweiflung, was wirklich nicht mit seiner Art, sondern mit der Buchführung von Bé zu tun hatte. Sie produzierte nämlich in diesem Sektor das reinste Chaos. Wenn es wieder Mittwoch war und die beiden sich über Quittungen und Belege beugen sollten, wurde Henks Miene im Vorfeld schon lang und düster. Dann hörte man Bés aufgeweckte Stimme: „Komm, Henk, jetzt machen wir Geld!“ Es klang fast so, als ob sie wirklich daran glaubte, dass sie fehlendes Geld selbst herstellen oder zumindest die benötigten Quittungen herzaubern könnte.

Der dritte Mann im Bunde war Hartmut. Er war der arme deutsche Student - finanziell gesehen - von welcher Sorte Bé gern einen unter ihre Fittiche nahm. Im Jahr davor konnte dieser Student noch bei Prof. Gollwitzer billig wohnen, während er sich um dessen Schwimmbad kümmerte. Nun bekam Hartmut im Haus das winzigste Zimmer im Souterrain und Bé erwartete im Gegenzug seine geistige und inhaltliche Mitarbeit. Sie verständigten sich darüber, dass er sich in die Problematik Lateinamerikas vertiefen und das Thema auf dem nächsten Kirchentag präsentieren sollte. Als Bé ihm dann auch noch die Philippinen unterjubeln wollte – weil das Haus sich doch dringend mit dem Land beschäftigen sollte – da wollte Hartmut am liebsten streiken. Es war seine Art, sich gründlich in ein Thema zu vertiefen, und darum hatte er große Schwierigkeiten mit der flatterhaften Art von Bé, die im Stande war, mit einem leichten Flügelschlag die ganze Welt zu überfliegen.

Pfarrer Andreas wurde vom Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in der Schweiz (HEKS) als Fraternal Worker nach Berlin geschickt, um ökumenische Kontakte mit den Kirchen in der DDR aufzunehmen und auszubauen. Er wurde sowohl bei der Gossner-Mission in Ostberlin als auch bei der NÖG angesiedelt. Auf diese Weise wurde er ein externer Mitarbeiter, vor allem für die Ostgemeinde, aber auch für das Haus in Westberlin. Er war bei vielen Diskussionsprozessen und auch auf vielen Fahrten in Ostdeutschland dabei. Bei dem Schwerpunkt Kinderaktivitäten in der Ostgemeinde überschnitten sich unsere Arbeitsbereiche. Andreas hatte viele gute Einfälle, die Eltern-Kind-Arbeit wurde intensiviert und ein Erziehungskreis ins Leben gerufen. Er gehörte im engeren Sinn zwar nicht zur Wohngemeinschaft, aber wir kamen öfter mal in den Genuss seiner Koch- und Backkünste, schließlich war sein erster Beruf Bäcker gewesen („Pistor et Pastor“ nannte er sich selbst). Seine Frau war Ärztin und hatte eine Stelle im Gesundheitswesen in West-Berlin bekommen.

Sie wohnten mit der 2-jährigen Tochter in einer Wohngemeinschaft in Moabit. Diese Wohngemeinschaft befand sich in der großen Berliner Altbauwohnung von Klaus (Ehrler), einem guten Freund des Hauses, der sich in der Zeit gerade als Vertreter der Christlichen Friedenskonferenz für einige Jahre in Prag aufhielt, wo sich das Hauptquartier der CFK befand. Die Moabiter Wohngemeinschaft stand in einer besonderen Beziehung zur Wohngemeinschaft in der Limonenstraße, denn Bé hatte während Klaus’ Abwesenheit die Schirmherrschaft über die Wohnung übernommen. Und wie es so ihre Art war, delegierte sie die Verantwortung gleich weiter, also an die Bewohner.

Uli machte als Theologiestudent ein Sondervikariat im Hendrik-Kraemer-Haus. Er machte bei den Gottesdiensten in Westberlin mit, war in der Dritte-Weltladen-Bewegung aktiv und bereitete auch einen Stand für den Kirchentag vor. Und dann kam er auch gern auf einem Sprung vorbei, am liebsten dann, wenn mal wieder herrliche Düfte aus der Küche nach oben stiegen. Er genoss das gemeinsame Mittagessen mehr als die Kochkunst selbst, aber einen Lobsänger für die Köchin oder für den Koch brauchte man schließlich auch.

Mitarbeiterfahrt nach Prag September 1976

Emmy war noch mal nach Berlin gekommen, um an einer Fahrt nach Prag teilzunehmen, die Bé ihrer Mitarbeiterschaft versprochen hatte. Seit Klaus Ehrler in Prag arbeitete, bot sich eine solche Reise an, die Einladung kam von ihm. Ich freute mich sehr, dass ich so kurz nach meiner Ankunft zwei interessante Reisen und damit Einblicke in Osteuropa erleben durfte. Überhaupt war dieser Sommer 1976 reich an Erfahrungen in jener Richtung, denn ich hatte mit einer Jugendgruppe von den niederländischen Naturfreunden gerade eine Reise nach Ungarn gemacht.

Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (3)

Am 5. Oktober 1976 schrieb ich meinem Bruder: *„Die Reise nach Prag war fantastisch. Das Überschreiten der Grenze verlief allerdings nicht problemlos. Wir bildeten nämlich eine etwas wunderliche Gesellschaft, wir zehn. Erstens wegen der verschiedenen Nationalitäten (zwei Schweizer, ein Westdeutscher, zwei Westberliner und fünf Holländer). Dann befanden sich fünf Pfarrer unter uns. Ein Pfarrerehepaar hatte einen VW-Kleinbus, in dem acht Leute Platz hatten. Wir hatten zwar eine offizielle Einladung von der CFK (Christliche Friedenskonferenz), deren Hauptsitz sich in Prag befindet. Während der Auseinandersetzungen in Prag hat diese Organisation (vor allem die niederländische Fraktion) sich ziemlich pro Dubcek aufgestellt. An der Grenze wurden wir – besonders auf der Hinfahrt – gründlich durchsucht. Sie haben mein Adressbuch fotokopiert; eure Namen und Adressen wurden auf diese Weise also auch verewigt. Nun ja, ich habe mich inzwischen daran gewöhnt, dass meine Personalien und Passbild im Archiv mancher Länder landen. So war das in Ungarn, Irland und in der DDR. Das heißt nun nicht, dass ich diese Praxis billige. Wir sagen immer als Erstes, dass diese Art von Grenzen und Mauern inhuman und nicht akzeptabel sind. Fragst du aber nach den Ursachen, nach den historischen Entwicklungen und am Schluss nach der Schuld, dann wird die Sache gleich viel komplizierter. Im Westen wird die Schuld automatisch dem Osten zugeschoben, aber damit ist längst nicht alles gesagt.*

Die Reise nach Prag war kurz, aber sehr intensiv. Ich habe dort stark spüren können, wie die Vergangenheit die heutige Zeit prägt. Erstens waren dort noch sehr alte Gebäude, die zum Teil noch aus dem Mittelalter bewahrt geblieben sind. Dann führten uns viele Dinge zurück zum Zweiten Weltkrieg und was dieser alles vernichtet hat. Wir besuchten das jüdische Viertel mit dem bekannten Friedhof, Synagogen und Museen. Ganz bewusst haben wir Terezin (Theresienstadt) besucht, einen Ort, der im Zweiten Weltkrieg als Ganzes als Konzentrationslager fungierte. Ebenso: das Dorf Lidice, das nach der Ermordung eines deutschen Kommandanten als Vergeltungs-Maßnahme der Erde gleich gemacht wurde. Nicht mal ein Viertel der Bevölkerung hat überlebt. Man kann es mit Putten (NL) vergleichen, aber das Ausmaß war weitaus größer.

Nicht nur durch diese Reise nach Prag, aber überhaupt durch meinen Aufenthalt in Berlin kommt der Zweite Weltkrieg sehr nah. Alles was in Holland schon vergessen (oder verdrängt) wurde, ist hier immer noch lebendig. Für die ältere Generation hat der Krieg ihr weiteres Leben bestimmt, die jüngere Generation wird ständig damit konfrontiert. (…)

Als wir am Montag gegen Abend aus Prag zurückkamen, hatten wir gleich „Politisches Café“ (immer am letzten Montag im Monat). Wir schauen dann gemeinsam die Nachrichten und die Sendung „Report“ und suchen uns daraus Gesprächsthemen. An dem Abend haben wir über Prag, über die anstehenden Wahlen und über Indien (wo jemand gerade her kam) gesprochen.

(...) Am Sonntagnachmittag sind wir alle gemeinsam zur Ostgemeinde gefahren, wo zwei bekannte Gemeindemitglieder [Petra und Dietmar] eine kirchliche Hochzeit im Rahmen des Gottesdienstes feierten. Eine schöne Hochzeit ohne Schnickschnack, wir trugen alle unsere normalen Kleider. Die Hochzeit war ökumenisch (katholisch und evangelisch). An Hand eines Textes wurde im Kreise diskutiert. Alle Leute fanden es gut (nur die Mutter der Braut kam damit nicht ganz klar). Abends gab es noch ein kaltes Buffet bei Freunden des Paares, einfach aber gemütlich.“

Zwei Berlins

Mein zwölfjähriger Neffe schrieb mir einen Brief und stellte folgende Frage: „Wenn ich mit einem Hubschrauber nach Berlin fliegen und dann irgendwo dort landen würde, könnte ich dann erkennen wo ich bin: in Ostberlin oder in Westberlin?“ Das war eine interessante Frage. Ich habe ihm sicherlich zurück geschrieben, aber weiß heute nicht mehr, was ich geantwortet habe.

Doch wenn ich jetzt in meine Erinnerungen eintauche, entwickeln sich langsam Bilder, Geräusche, Gerüche ... aus Westberlin und Ostberlin, die tatsächlich sehr unterschiedlich waren ...

Die Stadtteile von Westberlin lernte ich vor allem durch Hausbesuche und gelegentliche Ausflüge kennen. Wenn ich mit der U-Bahn fuhr, stieg ich in die Linie 9 ein, die sehr modern war und sogar schneller fuhr als die anderen. Unter der Erde konnte man sich aber schlecht orientieren. Wenn ich Zeit hatte, nahm ich lieber den Bus. Oben im Doppeldecker konnte man wunderbar die Stadt kennenlernen. Eine Sammelkarte mit fünf Fahrten kostete damals 4,50 DM; eine Fahrt war zwei Stunden gültig, und du konntest innerhalb der Zeit hin und zurück fahren. Westberlin hatte glatte breite Straßen, wo der Verkehr sich unaufhaltsam, diszipliniert, aber schnell fortbewegte. Anders als in Amsterdam, wo der Verkehr sehr gedrängt war, und die Fahrräder einen großen Teil des Stadtverkehrs ausmachten, bekamen die Autos hier sehr viel Raum. Man sah damals noch recht wenige Fahrräder. Die Bürgersteige für die Fußgänger waren aber ebenfalls geräumig und außerdem war ich angenehm überrascht über die vielen Grünflächen und auch über das feinmaschig angelegte Netz von öffentlichen Verkehrsmitteln. Westberlin hatte das moderne Antlitz der Nachkriegsjahre, weil ein großer Teil der ausgebombten Stadt in dieser Zeit neu aufgebaut wurde. Ich lernte die reichen Villengegenden im grünen Südwesten kennen, die gepflegten, gut-bürgerlichen Wohnblocks von Wilmersdorf und Charlottenburg, den protzigen Kudamm (das „Schaufenster des Westens“), gleich nebenan den Bahnhof Zoo mit der Drogenszene, das alte Moabit und den Wedding, einem Kiez der kleinen Leute. Schließlich: ganz im Norden, beziehungsweise im Süden die trostlosen Hochhäuser aus Beton: Das Märkische Viertel und die Gropiusstadt. Zwischen den verschiedenen Stadtansichten freute man sich

manchmal über den überraschenden Anblick eines alten Dorfkerns mit zugehöriger Kirche. Abends, wenn die Dominanz des Autoverkehrs etwas abgenommen hatte, wurden die Seitenstraßen, abseits von den Einkaufszentren, vom Licht der Gaslaternen sogar etwas verzaubert, vor allem im nebligen Herbst, wenn die Blätter der Bäume sich verfärbt hatten. Im Nachhinein wundere ich mich, dass ich in jenen Tagen mit meinem späteren Wohnbezirk Kreuzberg (damals am östlichen Stadtrand gelegen) noch kaum Berührung hatte. Dieses wichtige Stadtbild einer multikulturellen Gesellschaft fehlte. Westberlin hatte viele Gesichter, aber ich brauchte viele Jahre, um diese kennenzulernen und auch um herauszufinden, dass die echten Westberliner sich eigentlich nur in ihrem eigenen Kiez zu Hause fühlen und wenig Ortskenntnisse über den Rest ihrer Stadt besitzen.

Die Ansicht von Westberlin wurde an allen Ecken, oben und unten, von Werbeplakaten und Reklameleuchtern überdeckt, man konnte sie einfach nicht übersehen („So wie bei dir zu Hause in Rotterdam“, habe ich meinem Neffen bestimmt geantwortet).

Sobald ich nach dem Grenzübergang auf der anderen Seite in Ostberlin stand, hatte ich das Gefühl, dass ich die ganze Hektik des modernen Stadtlebens hinter mir gelassen hatte. Dabei war Westberlin eigentlich eine sehr ruhige Stadt verglichen mit anderen westlichen Metropolen (und vor allem: kein Vergleich mit dem Berlin nach der Jahrtausendwende!).

Ich fühlte mich aber im Osten wie an einem dieser autolosen Sonntage, die es Anfang der 70-er Jahre während der Ölkrise in Holland gab, irgendwie gelöst. Das hört sich vielleicht komisch an, wenn man bedenkt, dass viele Touristen damals häufig von einem beklemmenden Gefühl berichteten. Wir kannten diese Berichte genügend, weil viele Schulklassen aus Holland das Kraemer Haus besuchten, mit denen wir ausführlich über diese Erlebnisse in Ostberlin redeten. „Alles nur Uniformen“, sagten sie, „man fühlt sich kontrolliert“. Es stimmte: man sah überall uniformierte Menschen auf der Straße und darüber mussten wir sie zuerst aufklären. Man sollte nämlich wissen: Berlin war eine Grenzstadt, also gab es Zollbeamte. Dann war Berlin den vier Besatzungsmächten unterstellt. Im Gegensatz zu ihren amerikanischen Kollegen mussten die stationierten russischen Soldaten auch in ihrer Freizeit eine Uniform tragen. Bei den Wehrdienstpflichtigen der NVA galt dies ebenso. Diese Praxis wurde in Holland abgeschafft, aber ich konnte mich noch gut daran erinnern, dass es bei uns früher auch überall uniformierte Soldaten im Straßenbild gab. Obendrein gab es dann auch noch die Volkspolizei. Bei all diesen Uniformen war es also wichtig zu unterscheiden. Unser Anliegen war es, den Menschen die differenzierte Betrachtung nahe zu bringen, aber das war nicht so leicht. Die westliche Propaganda hatte ganze Arbeit geleistet. Die Beklemmung saß nämlich schon vorher in den Köpfen. Aber ich sollte ja über meine persönlichen Wahrnehmungen berichten. Dadurch, dass das Kraemer Haus mich in diese Gesellschaft eingeführt hatte, konnte ich alles wesentlich entspannter wahrnehmen. Ich liebte zwar auch keine Uniformen, aber ich fühlte mich von ihnen auch nicht bedroht.

Die Straßen, die am neu aufgebauten Alexanderplatz entlang großzügig angelegt waren, übertrafen alle anderen in ihrer Breite, aber es gab sehr wenig Autoverkehr. Die Autos, die es gab, kamen mit den typisch knatternden Geräuschen und dem einmaligen Geruch der Zweitaktmotoren daher, die Trabis und die Wartburgs. Mit dem Geruch vermischten sich andere „Gerüche des Ostens“ die aus den Schornsteinen der Kraftwerke und Industrieanlagen kamen oder aus den Wohnhäusern, wo meistens noch mit Braunkohle geheizt wurde.

Der Alexanderplatz war selbst auch ziemlich leer und weitläufig, sodass man hier ganz in Ruhe schlendern konnte, an Fontänen, Mosaiken, Skulpturen und an der Weltzeituhr vorbei. Immer sah man dort die Straßenkehrer mit ihren Handkarren bei der Arbeit. Der Platz war immer sauber. Meine Mutter - noch weniger großstadterfahren als ich - meinte: „Hier zieht es überall!“ Daraufhin habe ich das selbst auch bemerkt: Zwischen den städtischen Hochhäusern gab es eine starke Zugluft, die sich ganz anders anfühlte als der Wind auf dem Lande. Und das konnte man am Alex ganz besonders gut spüren.

Obwohl mir die Ästhetik der Architektur nicht unbedingt gefiel, hatte der Alexanderplatz doch einen besonderen Reiz, weil er etwas Authentisches besaß. Damals hatten auch die Hauptstädte im Westen noch ihren eigenen Flair - der heute leider immer mehr verloren geht - aber dort gab es auch damals schon die Tendenz, das Zentrum mit Büroräumen vollzustopfen und Mietwohnungen zu verdrängen. Am Alex wohnten dagegen viele Leute, auch welche aus unserem Bekanntenkreis. Die Stadtplanung hatte das mit Absicht vorgesehen.

Wenn ich Besuch aus Holland hatte, ging ich mit ihnen immer zum Hotel Stadt Berlin um dort mit dem Panoramalift in den 21sten Stock zu fahren. Dort hatte man eine wunderbare Aussicht, allerdings nur in eine Richtung (zum Westen). Wenn man keine Lust hatte im Fernsehturm Schlange zu stehen, war das eine gute Alternative. Meistens kehrte ich mit meinen Gästen in das große Fischrestaurant am Alex ein, wo man sehr gut und natürlich billig speisen konnte. Es gab dort eine Theke mit herrlichen, frischen Salaten, wo man sich selbst bedienen konnte.

Ein Besuch in einem Ostberliner Restaurant war immer ein besonderes Erlebnis. Man stand erst einmal Schlange und wunderte sich darüber, weil es drinnen doch so viele leere Tische gab. Erst wenn man den Grund kapiert hatte, konnte man ein wenig Verständnis dafür aufbringen. Jede Bedienungskraft hatte nämlich eine bestimmte Zahl

von Tischen zu bedienen. Während im Westen ein erhöhter Andrang von Gästen immer automatisch zu mehr Stress und Lauferei der Belegschaft führte, konnte man im Osten die Ruhe bewahren. Die begrenzte Kontingent-Zuteilung diente dem Schutz der Angestellten. Ungeachtet der niedrigen Preisen wurde man im Restaurant sehr fachmännisch bedient. Man spürte – auch wenn es zuweilen an Freundlichkeit mangelte - dass das Personal eine sehr gediegene und gründliche Ausbildung genossen hatte. Ganz anders als im Westen, wo es vielleicht ein oder zwei Fachkräfte gab und dazu viele Aushilfskräfte.#

Abseits vom Alexanderplatz in den Altbauvierteln gab es ein uraltes Pflaster auf Straßen und Gehwegen. Straßenbahnlinien schlängelten sich durch dieses unebene Straßengeflecht. Der Putz der Häuserwände war vielfach abgebröckelt. Einschusslöcher aus dem letzten Krieg, manche Ruinen und „Bombenkrater“ waren noch zu sehen, aber solche Stellen gab es auch noch in Westberlin.

Rund um das Frankfurter Tor gab es die so genannten Stalinbauten, solche die man nur in Osteuropa (in Polen und in der UdSSR) vorfand. Sie waren nicht nur von außen eine Besonderheit, sondern auch ihre Innenräume waren einmalig und originell verwinkelt. Das Neubauviertel Marzahn mit den modernen Plattenbauten befand sich gerade in Entstehung auf den Feldern im Osten. Viele Menschen hofften, dort eine Wohnung zu bekommen. Ja, sie waren damals sowohl bei Arbeitern als auch bei Intellektuellen sehr begehrt.

In Ostberlin sah man nur wenige Geschäfte, und diese stellten kaum Waren in ihren Schaufenstern aus. Werbung wurde als überflüssig angesehen. Wenn da stand „Volksbuchhandlung“, „HO“ oder „Konsum“, dann konntest du sicher sein, dass du dich in Ostberlin befandest (so habe ich vielleicht meinem Neffen geantwortet). Oder wenn man große Transparente sah, rot mit weißen Aufschriften: „Es lebe der Sozialismus“, „Es lebe die Volkssolidarität“ oder „Es lebe die internationale Völkerfreundschaft“. Und wenn du am ersten Mai mit diesem Hubschrauber auf dem Alex gelandet wärest, dann hättest du ganz sicher gewusst, wo du warst. Denn an dem Tag war Ostberlin von roten Fahnen gänzlich übersät. Dann war dort ein großes Volksfest im Gange: Es lebe der Sozialismus...

Momentaufnahme im Hendrik-Kraemer-Haus (4)

Am Mittwoch, den 20. Oktober 1976 schrieb ich an meine Freunde: *„Um ein konkretes Bild zu skizzieren von meinen Tätigkeiten hier, werde ich mal aufschreiben, wie die kommende Woche aussieht. Dazu muss ich sagen: jede Woche sieht anders aus. In der letzten Woche habe ich nämlich sehr viele politische Informationen bekommen und*

an Diskussionen teilgenommen. Ich habe ungefähr vier Seminaren beigewohnt über sehr unterschiedliche Themen (das Verhältnis Polen/BRD, Vietnam, die Situation im Nahen Osten und russische Literatur).

Die kommende Woche wird viel mehr von praktischer und sozialer Arbeit geprägt sein. Gestern fand der Altenkreis in Berlin-Ost statt. Frau van der Meer, die jedes Mal für den Kaffee sorgt (und diese Arbeit niemals aus den Händen gibt), hatte Geburtstag. Als wir ankamen in dem Gemeindesaal (im Osten sind wir in unterschiedlichen Kirchen zu Gast), war sie gerade fleißig dabei, Torten zu schneiden und Kaffee zu kochen, sodass sie kaum Zeit hatte für unsere Gratulationen. Es wurde ein tolles Fest. Die älteste Frau aus dem Kreis (Tante Lotte) sagte ein Gedicht auf und las etwas vor, Bé erzählte und las dann eine Passage aus der Bibel. Am Kaffeetisch hatte jede Person ihren eigenen Platz. Es sind wirklich süße, schlichte, alte Damen (und ein Herr).

Heute habe ich meinen freien Tag. Am Anfang der Woche werden unsere freien Tage in der Teambesprechung („Pow-wow") festgelegt. Heute hat Eelke, die Frau von Andreas, Geburtstag (er ist Schweizer und sie ist Niederländerin). Sie kommen mit ihrem Töchterchen Ingrid vorbei und dann wollen wir anstoßen.

Morgen früh fange ich mit dem Großputz des Wintergartens an. Ich möchte diesen Platz ganz für die Kinder einrichten und werde sie an den Kindernachmittagen auch etwas basteln lassen dafür, zur Verschönerung.

Am Nachmittag werde ich zum Großkauf fahren, zusammen mit Henk, der den Wagen fährt. Wir kaufen dort unsere Basisvorräte. Wir sind, was das angeht, eine Jugendherberge im Kleinen [ich habe ja in Holland viel in Jugendherbergen gearbeitet – E]. Wir haben immer viele Gäste, die zwar nicht alle übernachten, aber es passiert regelmäßig, dass wir mehr Leute am Esstisch haben. Und dann sollte alles so günstig wie möglich sein, denn viel Geld haben wir nicht zur Verfügung.

Abends werde ich „Roter Engel" sein. Ich sorge dann für das Abendbrot, räume auf (wir haben eine Geschirrspülmaschine), ich nehme Telefonate an, empfange Gäste und weitere ähnliche Aufgaben. Es ist ein Rotationssystem. Morgens, mittags und abends ist immer eine(r) von uns Roter Engel. Das alles wird am Anfang der Woche – samt Koch- und Kloputzarbeiten – eingeteilt.

Am Freitagvormittag haben wir unser sogenanntes inhaltliches Pow-wow mit allen Mitarbeiter (-innen). Wir bestimmen dann im Vorfeld ein Thema. Dieses Mal werden wir Holländer unter uns sein und deshalb werden wir über die aktuelle Lage in Holland sprechen. Ich werde einen Text von Jan Blokker als Einstieg vorlesen. Dieses Pow-wow am Freitag-vormittag findet während eines gemeinsamen Frühstücks statt (mit Brötchen und Eiern). Ganz gemütlich. Bé liebt die „Gezelligheid" (nie ohne eine Tasse Kaffee).

Am Nachmittag möchte ich dann Texte lesen für den Südamerikakreis (genannt Amkis), der abends (im 14-tägigen Rhythmus) stattfindet. Ich führe diese Gesprächs- und Studiengruppe zusammen mit Hartmut durch, der sich im Haus speziell den Dritte Welt-Themen widmet.

Am Samstag möchte ich einer chronisch kranken alten Dame einen Besuch abstatten, was ich einmal in der Woche tue. Sie liegt in einem entsetzlich kalten Seniorenheim.

Nachmittags werde ich wieder Roter Engel sein, was sicherlich mit einigen Tätigkeiten im Haushalt einhergehen wird.

Am Sonntag werde ich kochen und auf die kleine Ingrid aufpassen. Der Rest der Arbeit wird sich ergeben. Abends bin ich wieder Roter Engel wie auch am Montagvormittag. Am Nachmittag werde ich Sigrid besuchen, ein Mädchen das drei Jahre jünger als ich ist und körperlich behindert und bettlägerig. Sie hat über den Rundfunk Niederländisch gelernt und spricht die Sprache recht gut. Ihre Behinderung ist so schwer, dass sie nur mit großer Mühe lesen und schreiben kann. Und weil sie auch beim Sprechen Schwierigkeiten hat, neigt man dazu, sie geistig zu unterschätzen. Dabei ist sie wirklich intelligent. Sie schreibt auch Gedichte.

Unser organisatorisches Pow-wow findet in dieser Woche am Dienstag (statt am Montag) statt. Am Montag und am Dienstag werde ich den Geburtstag von Bé (am Mittwoch) vorbereiten. Es werden viele Leute – alt und jung – kommen. Ich möchte Kuchen backen usw. Unser Team hat geplant, dass wir alle ein symbolisches Geschenk mit einem Gedicht überreichen werden. Das habe ich also auch noch zu tun ...

Und was ich sonst noch berichten möchte: Es ist Herbst hier. Unser Garten liegt voll mit Kastanien und Blättern. Ich konnte aber noch einen schönen Blumenstrauß für die Vase finden. Es gibt also doch ausreichend Natur in Berlin, besser als erwartet. Aber wir wohnen hier dann auch in einer der schönsten Gegenden von Berlin.

Gestern habe ich zum ersten Mal meine Winterjacke angezogen und letzte Woche bin ich für eine DM Schlittschuh gelaufen im Kunsteisstadion.

Jacob kocht im Augenblick Sauerkraut. Der Winter steht vor der Tür. Ich hatte bis jetzt noch kein Heimweh und fühle mich ganz wohl hier. Nur verursachen mir die vielen Eindrücke, Menschen und Gespräche regelmäßige Kopfschmerzen (für mich ganz ungewöhnlich). Ich habe gemerkt, dass das auch mit der Fremdsprache zu tun hat. Ich muss mich bewusst oder unbewusst ganz stark auf die Gespräche konzentrieren. Wenn ich das nämlich nicht tue, bekomme ich vieles nicht mit.“

Deutschland im Herbst

Deutschland
Schweres Land,
Schwerfällig,
Schwerwiegend,
Schwer
Gewichtig.

Deutschland,
Land der
Schwermütigen Dichter
Und tiefgründigen
Denker.
Die Sprache
Schwer
Und was gesagt wird,
wird gewogen.

Deutschland,
Schweres Land,
Schweres Wasser,
Schwerindustrie.
Schwermetall
Und Schwere
liegen in der Luft.
Bleierne Zeiten
In Deutschland

Deutschland,
Land der Väter,
Tut sich schwer.
Hat die Leichtigkeit
Verloren,
Die Geschichte
Wiegt so schwer...

(Gedicht von 1977, überarbeitet 2012)

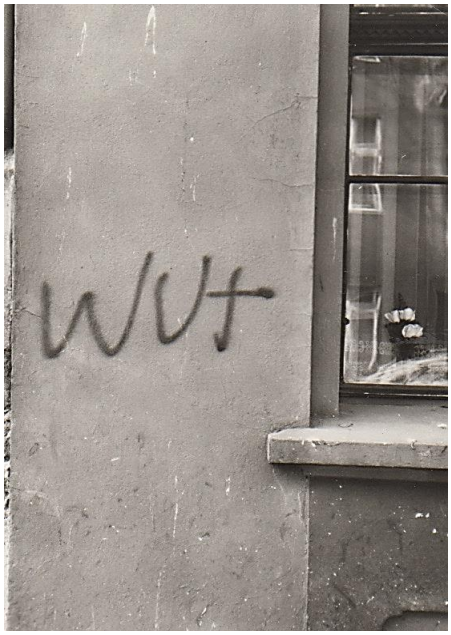
In Berlin kannst du die Geschichte nicht ausklammern. Die ganze Stadt atmet die Geschichte aus und sie atmet dabei schwer. „Die Vergangenheit ist nicht tot. Sie ist nicht einmal vergangen." Mit diesem Satz fängt Christa Wolffs Buch „Kindheitsmuster" an, das 1976 in der DDR erschien. In meiner früheren Heimat wohnte ich in einem Wald und erlebte dort den Kreislauf der Natur. Man spürte dort die Vergänglichkeit, aber nie Geschichte. Alles Abgestorbene wurde gereinigt, verarbeitet, verwertet und zum neuen Leben verwendet. Das Alte verwandelte sich ins Neue, immerwährend, immer gleich.

In Berlin stehen überall Reste der menschlichen Vergangenheit, aus verschiedenen Epochen. Sie wollen mahnen und erinnern. Hier wird dir schnell bewusst, dass du selbst mittendrin im Zeitgeschehen bist, denn auch die Gegenwart ist „fortwährende Geschichte", die in der nächsten Zukunft ihre Erblasten und Früchte abwerfen wird.

Während man in Holland das Zeit-Geschehen lieber abschleift, verallgemeinert und relativiert, werden in Deutschland die Ecken und Kanten herausgearbeitet und noch verschärft. So finden überall Polarisierungen statt: Links und Rechts, Ost und West...

(West-) Deutschland im Herbst 1976

Was war das für eine Zeit und was für ein Land in die ich da hinein geriet? Einerseits konnte ich viele Entwicklungen in Westdeutschland verstehen, weil sie in Holland ähnlich verliefen. In Deutschland war aber die Situation nach den 68-er Jahren angespannter, wurden die Diskussionen schärfer geführt und die politischen Entscheidungen trafen oppositionelle Kräfte härter. Die allgemeine Politik der repressiven Toleranz, die im Westen vorherrschte, zeigte ihren repressiven Charakter hier mehr als die Toleranz. In den Augen vieler Deutscher war Holland damals ein Vorbild für Liberalität und Toleranz. Diese Idealisierung würde man erst in den 90-er Jahren aufgeben, spätestens als der Rechts Populist Pim Fortuyn für Toleranz nur noch Hohn übrig hatte.



Der Aufbruch der 68-er Generation stieß in Deutschland auf harte Reaktionen. Die autoritären Väter, von denen nicht wenige noch im Filz der Nazi-Diktatur steckten, hielten an ihrer Macht fest, im Staatsapparat, im Gerichtsgebäude und auf der politischen Bühne; sie gaben das Land nicht frei. Gerade mal drei Parteien, CDU, SPD und FDP hatten das Sagen. Politik war eine Männersache. Während in Holland die „New Left“ Bewegung ihren „Marsch durch die Institutionen“ schon angetreten hatte, sollte es in Deutschland noch bis Anfang der achtziger Jahre dauern bis die Grünen ihren Einzug ins Parlament vollzogen.

Stattdessen: Unterdrückende Polizeigewalt bei Demonstrationen der außerparlamentarischen Bewegungen, die zur Eskalation führte. In der Hitze der Auseinandersetzungen starb der Student Benno Ohnesorg. Später wurde der Studentenführer Rudi Dutschke (auch in Kraemer Haus Kreisen bekannt) lebensgefährlich verletzt. Dann gab es die sogenannten „Notstandsgesetze“ mit dem „Radikalenerlass“ (1972), der zehntausende Berufsverbote zur Folge hatte. Es betraf überwiegend Leute in der linken Szene, denn in den oberen Etagen war man auf dem rechten Auge blind. Außerdem befand man sich im Kalten Krieg, so dass alles, was nach Sympathie mit dem Feind roch, bekämpft werden musste. Als dann die Kinder der autoritären Väter sich in ihren Frust hineinsteigerten und immer militanter und radikaler wurden, bekam der Staat noch einen ultimativen Feind dazu: die RAF.

Wenige Monate, bevor ich ankam, hatte die Anführerin der RAF aus der ersten Generation, Ulrike Meinhof, sich im Gefängnis das Leben genommen. Da man Angst hatte, als „Sympathisant“ zu gelten, wollte sich niemand für eine menschenwürdige Beerdigung der Ulrike Meinhof die Hände schmutzig machen. Der mit dem Haus befreundete Theologieprofessor Helmuth Gollwitzer übernahm diese Aufgabe und die Kraemer-Haus-Leute schmierten die Brötchen für die Trauergäste. Damit hatte das Haus sich positioniert, einer der Gründe, warum das Haus im weiteren Verlauf des Kalten Krieges vom Verfassungsschutz beobachtet wurde. Das Szenario der RAF auf der einen Seite und die Fahndung auf der anderen Seite beherrschten die Innenpolitik. Die Buback-

Ermordung, Schleyer-Entführung, die Flugzeugentführung nach Mogadischu, die Haftbedingungen in Stammheim, der Hungerstreik und der Selbstmord der RAF-Häftlinge, das alles bewegte die Gemüter.

Die Außenpolitik der NATO-Staaten unter der Führung der USA rief ebenso heftige Reaktionen und Widerstände hervor und politisierte die junge Generation sehr stark. Die Bilder der Grausamkeiten des Vietnamkrieges, die über Fernsehen und Zeitungen hautnah in die Wohnzimmer transportiert wurden, lösten eine solche Empörung aus, dass die Kalte-Kriegspropaganda des Westens für viele junge Leute nicht mehr so recht glaubwürdig erschien. Der dramatische Staatsstreich in Chile 1973, der den Sturz und die Ermordung des demokratisch gewählten Präsidenten Allende zur Folge hatte, machte alle Illusionen hinsichtlich einer demokratischen Vorbildfunktion der USA zunichte. Man wusste sehr wohl, dass die CIA ihre Finger im Spiel hatte. Man durchschaute die Heuchelei des Westens, was sich am Beispiel Persiens noch einmal deutlich manifestierte, weil man dort das blutige Schah -Regime hofierte.

Trotz der Überreaktionen von Seiten des Staates und der Polizei hatten die Oppositionsbewegungen an der Basis in Westdeutschland einen ungeheuren Einfluss auf das Land. Sie veränderten in hohen Maßen das gesellschaftliche Leben.

Wir bekamen die neuen Impulse im Hendrik Kraemer Haus unmittelbar mit. Das Haus lebte immer am Puls der Zeit, weil viele Leute ein- und ausgingen und weil Aktionsgruppen einen Ort suchten in dem Haus, das so unkonventionell und offen war. Und Bé – in ihrer sprunghaften, leicht chaotischen Art – vertrat die Meinung, dass ihr Haus groß genug wäre, um alle politischen Themen aufzugreifen und aufzusaugen. Wenn etwas aus dem Focus geriet, zum Beispiel ein ganzer Kontinent, dann suchte sie jemand, der sich darum kümmerte. Auf diesem Wege entstand die Südamerika Gruppe. Professor Gollwitzer, der seinen politisierten Studenten gegenüber sehr aufgeschlossen war und gern mit ihnen debattierte, brachte diese ins Haus und daraus entstand der politische Freitagabend-Kreis (FRAK). In der Zeit, als ich ins Haus kam, waren die politischen Abende so gut besucht, dass beide Wohnzimmer proppenvoll waren.

Der ehemalige holländische Mitarbeiter Koos Koster war während der Machtergreifung Pinochets vor Ort gewesen und wurde zusammen mit Tausenden Leidensgenossen im Stadion Santiagos eingesperrt. Es gab direkte Zeugenberichte von ihm. Er war bis zu seiner späteren Ermordung in El Salvador als Korrespondent für einen niederländischen Fernsehsender (Ikon) tätig und so bekam das Kraemer Haus oft Informationen aus erster Hand.

Der andere langjährige Mitarbeiter Bas Wielenga war 1975 mit seiner Frau Gabriele nach Indien gezogen, wo sie Lehraufträge an einem theologischen Institut bekamen. Die beiden schickten in regelmäßigen Abständen ihre „Indienbriefe“ und hielten die Gemeinde über die Problematik dieses Landes in der sogenannten „Dritten Welt“ auf dem Laufenden. Sowohl in der West- als auch in der Ostgemeinde gab es durch diese Briefe eine große Anteilnahme an den sozialen und politischen Bewegungen in Indien.

Ein deutsch-vietnamesisches Ehepaar war oft zu Gast und brachte ebenfalls „ihr“ Thema ein.

Auch in Kirche und Ökumene passierte viel. Die so genannten (Dritte-)Weltläden wurden gegründet. Uli saß dort an der Schaltstelle und brachte die fair gehandelten Produkte sogar mit in die Ost-Gemeinde.

Eine Gewerkschaft von kirchlichen Mitarbeitern wurde neu gegründet und eine Bewegung, die sich „Kirche in der Verantwortung“ (KIV) nannte. Beide Gruppen tagten im Haus.

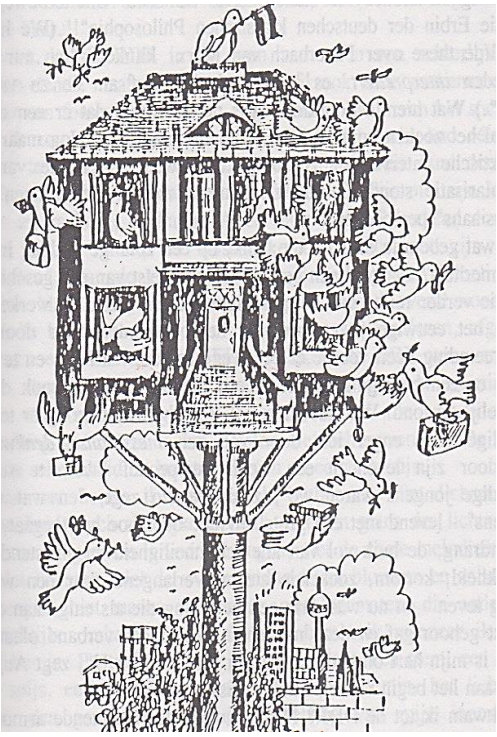
Henni und Ali, zwei Erzieherinnen aus Holland, arbeiteten in einem der neu gegründeten Kinderläden und zwei Kinder aus dem Kindernachmittagskreis waren dort untergebracht. Einige Freunde des Hauses lebten in Wohngemeinschaften, denen damals noch der höchst suspekte Geruch der freien Kommunen anhaftete.

Der Kirchentag, bis dahin eine biedere Veranstaltung, in der nur Kirchenoberste etwas zu sagen hatten, öffnete zum ersten Mal seine Tore für die Basisgruppen. Diese konnten sich im „Markt der Möglichkeiten“ präsentieren. Bé meldete gleich fünf Gruppen an, obwohl sie bis dato noch nicht wusste, mit welchen Inhalten diese zu füllen seien.

Die Berufsverbote wurden thematisiert. Eine holländische Künstlerin, Mitglied der Westberliner SEW, der es verboten wurde, kleinen Kindern das Töpfern beizubringen, konnte aus eigenen Erfahrungen darüber berichten. Wie schon erwähnt, erteilte auch die Kirche Berufsverbote.

Das Kraemer Haus war natürlich Teil des großen Netzwerkes der Friedensbewegung (in West- und Ostdeutschland, in den Niederlanden, in der Kirche und außerhalb). Die Fragen der Entspannungspolitik und Abrüstung nahmen eine zentrale Rolle ein.

Und dann machten sich in diesen Tagen die Frauen auf den Weg, um ihre eigene Rolle (oder überhaupt eine Rolle jenseits vom Kaffeekochen) zu suchen und zu finden in der Ökumene und in der politischen Bewegung. Bé war zwar keine Feministin, weil sie die Geschlechterrollen nicht interessierten (Kaffee kochen war für sie eh kein Thema) und weil sie sich selbst von keiner Autorität – ob männlich oder weiblich – einschüchtern ließ. Die engagierten Frauen aber suchten den Kontakt mit ihr und sahen in Bé ein Vorbild. Immerhin war sie eine der ersten ordinierten Pfarrerinnen.



So vibrierte das Haus durch das gesellschaftliche Engagement der vielen Freundinnen und Freunde. Das Kommen und Gehen der Friedens-Aktivisten und Weltverbesserer glich dem Treiben von Bienen oder Tauben. Das Haus war wie ein Taubenschlag, und so malte ich es auch.

Momentaufnahme im Hendrik Kraemer Haus (5)

Am 17. November 1976 (Buß- und Bettag) schrieb ich meiner Freundin Emmy: *„Henk ist gestern Abend aus Holland zurückgekommen, Bé ist gerade nach Holland geflogen – Henk und ich haben sie zum Flughafen Tegel gebracht – Jacob wird am Freitag gehen. Hartmut kam heute Morgen zurück aus Frankfurt (Vorbereitung des Kirchentags). Mittags waren alle gerade mal ein Stündchen zusammen, um nachträglich Hartmuts Geburtstag zu feiern. Auch Claus hatte Geburtstag, am 11. November. Wir haben in kleiner Runde am Abend vorher „reingefeiert“, unter anderem mit dem Ehepaar Lange, in dessen Wohnung er einziehen wird (das wird dann die nächste Kommune, die mit dem Kraemer Haus verbunden sein wird). Claus wurde jetzt definitiv seines Amtes enthoben, das heißt: er wurde krankgeschrieben (Sein Gehalt wurde nicht gestrichen). Er wird in Zukunft mehr für das Haus arbeiten. Ich hatte für ihn einen „bösen Bischof“ aus Spekulatius gebacken (einen mit Stoßzähnen!).*

Am Montagabend [politischer Abend] hatten wir drei Frauen aus Russland zu Besuch. Es wurde ein toller Abend, weil auch Herr Zimmermann da war, der die Diskussion natürlich mächtig anstachelte.

Mit dem „Holländischen Abend“ geht es auch recht gut weiter. Nellie H. war wieder da. Wir kamen ins Gespräch über das fehlende Wahlrecht für Ausländer. Nellie wohnt seit fünf Jahren in Berlin und konnte noch nie wählen. Dabei ist sie sehr interessiert an Politik. Wir werden im Januar das Thema weiterführen. Am 2. Dezember organisieren wir einen speziellen Abend in der Atmosphäre von „Sinterklaas“ und dann werden wir die Ost-Päckchen fertigstellen.“

Menschen im Hendrik Kraemer Haus

Taubenschlag – ein Kommen und Gehen. Das Hendrik-Kraemer-Haus sollte ein offenes Haus sein. Das war Bés Devise. Menschen konnten zu jeder Tages- und Nachtzeit anrufen oder vorbeikommen.

Die Offenheit war für eingeweihte Gäste sogar buchstäblich, denn die Tür im Souterrain wurde fast nie abgeschlossen, aus Fahrlässigkeit oder auch absichtlich. Wir hatten keine Angst. Irgendwie strahlte das Haus eine besondere Botschaft des Vertrauens aus, bis hin zur Straße, und obendrein gab es den leisen Wink zu verstehen: Liebe Einbrecher, hier gibt es echt nichts zu holen!

Es klingelte wirklich sehr oft. Als Roter Engel konntest du dir nicht allzu viel vornehmen, denn du wurdest aus deinen Aktivitäten mehrmals herausgerissen.

Wer glaubte, dass das Haus nur den linken Aktivisten eine Heimat bot, sah sich bald einer anderen Realität gegenüber gestellt. Und wer Bé manchmal politische Einseitigkeit vorwarf, musste einsehen, dass sie keine Schranken vor der Tür aufstellte. Nur deswegen gab es diese einmalige Mischung von Menschen aus allen Nationen, aus allen gesellschaftlichen Klassen, aus allen Glaubensrichtungen, aus jeder Altersklasse, aus jeder Bildungsschicht und in jeder körperlichen und seelischen Verfassung. Man konnte diese heterogene Zusammenstellung zwar aus zwei Faktoren ableiten, nämlich aus den zwei Funktionen des Hauses: Niederländische Ökumenische Gemeinde und Ökumenisches Zentrum. Aber diese Unterscheidung reichte nicht aus,

denn viele Leute kamen auf ganz anderen Wegen - oft auf recht sonderlichen - ins Haus.

Ich möchte versuchen einen kleinen Eindruck zu vermitteln:

Wie schon erwähnt, kam jeden Morgen Hans, der Briefträger, zu uns ins Haus. Er hatte unter der Treppe den schweren Postsack gelagert, dessen Inhalt er im Laufe des Vormittags verteilen musste. Um etwa neun Uhr machte er in unserer Küche einmal eine Kaffeepause und musste immer wieder staunen über die halb ausgeschlafenen jungen Leute, die sich nacheinander an den Frühstückstisch setzten. So eine lässige Truppe, die miteinander in dieser alten Villa wohnte, daran musste er sich anfangs sicherlich gewöhnen, aber die Empathie siegte über die Bedenken, und er wurde immer mehr zum „Freund des Hauses“. Er war für die ausführliche Korrespondenz, die ich nach Holland pflegte, ein unerlässlicher Bote. „Und Hans, gibt es heute noch „wichtige“ Briefe?“ fragte ich dann und er wusste sofort, welche Art ich meinte.

Wenn es klingelte, konnte man jedes Mal gespannt sein, wer dort auftauchte. Zu unchristlichen Zeiten handelte es sich meistens um Klaus (Ehrler), der gerade mit dem Spät- oder Nachtzug aus Prag eintraf. Für Klaus war ich nicht das unerfahrene Grünschnäbelchen aus der holländischen Provinz, sondern eine Person, die über alle wichtigen politisch-historischen Fragen in der Welt bestens Bescheid wusste. Zumindest redete er in einer solchen Art und Weise mit mir, als ob dies der Fall wäre. Er besaß selbst unglaublich viel historisches Wissen bis hin zu den kleinsten Details, die er so en passant zum Besten gab. Zum Glück erwartete er nicht, dass ich meinen Senf dazu gab.

Am Donnerstag wurden immer zwei Personen erwartet. Nämlich zum einen die alte Tante Fie, für die ich mein Zimmer zur Verfügung stellte, damit sie dort die Näharbeiten machen konnte. Sie reparierte dann die Bettwäsche und Handtücher in der altbewährten, sparsamen Art und Weise und leistete damit eine wohl geschätzte ehrenamtliche Tätigkeit für das Haus. Allerdings nicht ganz ohne Eigennutz. Sophie Gladow-Wevers stammte aus einem niederländischen Geschlecht, das einem fahrenden Volk zugehörig gewesen war. So hatte Fie (früher mit ihren beiden Schwestern ein unstetes Leben geführt, bis sie einen Siemensarbeiter geheiratet hatte. Inzwischen lebte sie als Witwe in Siemensstadt, zusammen mit ihrer jüngeren Schwester Ali (ihre Zwillingsschwester war schon lange tot). Aber Sophie und „Ali-zus“ vertrugen sich überhaupt nicht. Man ahnte, dass sie sich gegenseitig das Leben schwer machten, obwohl jede für sich die Freundlichkeit in Person war. Einmal im Jahr, am 1. Dezember, trafen wir die beiden Schwestern gemeinsam in ihrer Wohnung, sie hatten dann nämlich gleichzeitig Geburtstag. Zu Hause war es Ali die alles regelte und beherrschte, und Tante Fie wirkte neben ihr ein wenig geschrumpft. Also war der wöchentliche Ausflug nach Dahlem für sie ein wichtiger Befreiungsakt. Sie – Sophie - hatte ihre ganz eigene Lebensphilosophie. Es passierte nicht selten, dass sie mich – sitzend hinter ihrer Nähmaschine – herbei winkte, um ihre Betrachtungen über das

Leben im Haus oder über Gott und die Welt kundzutun. Umgekehrt wurde sie natürlich auch mit der Philosophie des Hauses vertraut. Sie erlebte viele interessante Leute und Diskussionen mit. Einmal war der ehemalige Bundespräsident Heinemann – ein persönlicher Freund von Gollwitzer – zu Besuch. Still beobachtend folgte Tante Fie dem Gespräch der Anwesenden, bis sie irgendwann laut feststellte: „Ach jetzt weiß ich, woher ich diesen Herrn dort kenne, von der Briefmarke..!“

Kurz nach der Mittagszeit klingelte dann Ellen. Ihr Erscheinen löste auch bei den geduldigsten Roten Engeln erst einmal einen kurzen Seufzer aus. Dann riss man sich zusammen und erkannte bei Ellen sowohl die unendliche Tragik als auch die Komik ihrer Persönlichkeit. Sie war sehr dick, kam schnaufend die Treppe hoch. Blond gefärbte Haare, leicht getönte Brille mit dicken Gläsern, nackte Arme und Beine, auch wenn es draußen kalt war. Donnerstag war ihr Tag. Es war wichtig, dass sie einen bestimmten Tag bekam, damit sie nicht jeden Tag vor der Tür stand. Sie liebte uns auf ihre Art. Sie ging ins Wohnzimmer und setzte sich breitbeinig auf die berühmte Kraemer-Haus-Couch. Sie bekam dann ihren Kaffee und etwas zu essen. Während sie da saß, plauderten wir ein bisschen und ich machte weiter mit meiner Arbeit. Sie lobte mich jedes Mal – das war fast wie ein Ritual - und meinte, dass der Mann, den ich einmal bekommen sollte, sich glücklich preisen konnte. Ellen war Jüdin. Wahrscheinlich hatte sie im Krieg Schlimmes erlebt. Sie war traumatisiert und litt an Verfolgungswahn. Dies genau zu analysieren, dafür hätte man Fachpersonal gebraucht. Unsere wichtigste Aufgabe war, ihr freundlich zu begegnen und ihr gleichzeitig ihre Grenzen zu zeigen. Man musste ein Auge auf sie haben, sonst telefonierte sie eine Stunde lang mit ihrer Verwandtschaft in Israel oder machte sich an die Zigaretten- oder Schokoladenschachteln heran. Wenn ca. zwei Stunden um waren, war man genötigt, sich so geschickt und so deutlich wie möglich von ihr zu verabschieden. Am ersten Donnerstag im Monat sollte man das rechtzeitig geschafft haben, bevor der Altenkreis stattfand, denn Ellen und die Zehlendorfer Damen waren leider nicht kompatibel.

Am Freitag war Reinhard-Tag. Er war auch keine leichte Aufgabe, weil er an Schizophrenie litt. Er schrieb Gedichte oder Texte, die einerseits hoch intellektuell und andererseits vollkommen (w)irr waren. Bé hatte die Neigung, sämtliche psychischen Krankheiten einfach zu ignorieren, ob aus Naivität oder wissentlich beabsichtigt, das war nicht immer ganz klar. Auf jedem Fall ging es ihr gegen den Strich, Menschen in Schubladen zu stecken und zu stigmatisieren. Reinhard war über längere Zeit ein harmloser Geselle, bis es ihm irgendwann schlechter ging. Da war er nicht mehr ganz berechenbar und wurde zu einer möglichen Bedrohung. Am Schluss musste man doch mit den entsprechenden Hilfsstellen telefonieren.

Herr Slagmolen kam gelegentlich am Wochenende vorbei, am Sonntag, wenn Hausgottesdienst war oder am Samstag, wo er sich dann freiwillig um den Garten kümmerte. Herr Slagmolen war ein ehemaliger niederländischer Zwangsarbeiter, der seine deutsche Frau Hilde in Berlin kennen gelernt hatte. Weil die anti-deutsche Stimmung in Holland nach Kriegsende so groß war, konnte er mit seiner Frau nicht in die Heimat zurückkehren. Dieses Schicksal teilte er mit vielen seiner Artgenossen. Also blieb er in Deutschland, gründete eine Familie und baute U-Bahnschächte. Solche

Familien bildeten den Kern der Niederländischen Gemeinde in der Anfangszeit. Allerdings hatte sich dieser Kern in den 70-er Jahren in Westberlin schon deutlich reduziert. Familie Slagmolen wohnte am äußersten Zipfel Westberlins, in einem Hochhaus in Rudow mit einem weiten Blick über den Mauerstreifen, den jeder Besucher vom Balkon aus bestaunen sollte. Wir besuchten das Ehepaar mindestens einmal im Jahr, weil wir dann zum Grünkohlessen eingeladen wurden.

Die Slagmolens hatten sich Sylvias erbarmt, einer fast blinden, zuckerkranken Frau, die aus irgendeinem Grunde niederländisch sprechen konnte. Sie holten sie meistens mit ihrem Auto ab und taten auch sonst viel Gutes für sie, was diese nicht immer mit großem Dank entgegen nahm, denn sie pflegte ihre Rolle als bedauernswerte, behinderte Frau mit großer Inbrunst. Sie täuschte eine 100-prozentige Blindheit vor, aber als wir einmal eine Lampe, die sie der Gemeinde geschenkt hatte, auf dem Sommerbasar verkaufen wollten, entdeckte sie diese sofort zwischen dem Gerümpel und beschwerte sich.

In unregelmäßigen Abständen kam auch der alte Holländer Herr Haas vorbei, der sich mit den holländischen Zeitungen an den großen Esstisch setzte und las. Er machte das auf eine stille Art und Weise, man bemerkte ihn kaum. Er hat das viele Jahre lang bis ins hohe Alter gemacht. Er war noch da, als ich schon Kinder hatte. Da stellte ich zu meiner Überraschung fest, dass er mit Kindern schäkern konnte und sie sogar beeindruckte, sodass sie zu Hause wiederholt sagten: „Herr Haas sagt: Kuckuck!“

Als er starb, räumten Mitarbeiter seine Wohnung aus, weil es sonst niemand gab. Es stellte sich heraus, dass er ein notorischer Sammler, ein „Messi“, gewesen war. Seine Wohnung war überfüllt mit hoch gestapelten Heften und Zeitungen.

Wer klingelte? Gäste aus Indien, aus Afrika, aus Kuba... Einmal machte ich die Tür auf und es standen zwei buddhistische Mönche vor mir, ganz verhüllt in orangefarbige Gewänder. Gäste aus Osteuropa, aus Frankreich, aus den Niederlanden, aus Vietnam, aus der USA. Es fehlten eigentlich nur noch Leute aus dem hohen Norden, aus Grönland zum Beispiel. Sonst war alles vertreten. Es waren verschiedene Kirchenvertreter dabei, Professoren, Studenten, Touristen, Verwandte, Freunde und Freunde der Freunde. Aus den Niederlanden trafen Schulklassen ein, Leute von der Presse (oft von den damaligen fortschrittlichen Medien VPRO und IKON), der Geschichtsprofessor Ger van Roon, der immer ein Referat auf Lager hatte, oder auch der ehemalige Minister für Entwicklungs-Zusammenarbeit Jan Pronk.

Im Büro standen Karteikästen mit einigen Tausend Adressen, denn die vielen Besucher und Besucherinnen wurden aufgefordert, diese zurück zu lassen, damit sie zu Weihnachten einen Freundesbrief – auf Deutsch, Niederländisch oder Englisch – erhalten konnten. Wenn das Jahr zu Ende ging, standen sämtliche Mitarbeiter(-innen) vor einer riesigen Aufgabe: Adressen schreiben, Briefe vervielfältigen, eintüten und verschicken.

Inmitten von all diesen Menschen fühlte Bé sich wohl. Sie war das Herzstück; mit ihrem Charme nahm sie alle für sich ein. Am Anfang summten die Bienen im Bienenstock dann auch nur um sie, „die Königin“, herum, bis sie sich selbst auf geschickte Weise geschäftig aus dem Geschehen zurückzog. Damit machte sie den Weg frei für den eigentlichen Prozess der Ökumene, denn ab dann nahmen die Anwesenden nicht

mehr automatisch Bezug auf Bé, sondern aufeinander. Man muss sich das folgendermaßen vorstellen:

Zum Beispiel: das Mittagessen ...

Ich mache mal eine willkürliche Zusammenstellung von Leuten, um einen Eindruck zu vermitteln. Alle Personen sind einmal wirklich da gewesen, nur vielleicht nicht zur gleichen Zeit, also ist die Mischung jetzt fingiert.

Da sind zwei junge Studenten aus Holland zu Besuch, die einen billigen Schlafplatz in Berlin gesucht haben. Sie haben es gerade mit Mühe und Not geschafft, um 12 Uhr die Bibliothek für das tägliche Geschäft frei zu räumen. Nun sitzen sie noch halb verschlafen im Wohnzimmer und trinken ihren Morgenkaffee, um wach zu werden. Der andere Schlafgast, ein Kubaner, hat sich in den Morgenstunden schon mit Leuten in der Stadt getroffen. Er wird bald abreisen, sein Koffer steht im Flur bereit. Ein alter Professor aus Prag in einem steifen, dunklen Anzug, ist gerade angekommen, um an einer Tagung in Berlin teilzunehmen. Und außerdem - nach seinem plötzlichen Verschwinden vor ein paar Monaten - ist Gijs wieder aufgetaucht, ein anhänglicher junger niederländischer Bursche mit einer leichten geistigen Behinderung, der etwas orientierungslos durch die Welt wandert. Nancy, eine Amerikanerin, die eine Doktorarbeit über die von Trotts schreibt, hat sich heute angemeldet, um in der Bibliothek etwas nachzuschauen. Tante Fie ist auch da – weil Donnerstag - und obendrein einige Mitbewohner(-innen).

Heute habe ich gekocht. Es sind mehr Leute gekommen als ich anfangs berechnet habe, also habe ich improvisiert (ein paar Nudeln extra gekocht, eine Gurke klein geschnitten und mit einer Büchse geschälter Tomaten und Brühe die Soße verlängert). Die Teller und das Essen werden mit dem Aufzug nach oben befördert. Ich rufe und klingele, damit alle mich hören: es gibt Mittagessen! Selbstverständlich essen alle mit, die sich gerade im Haus befinden.

Während des Essens sitzt man beisammen auf den Sesseln und auf der Couch rund um den kleinen Wohnzimmertisch. Bé hält das Gespräch im Gange. Sie plaudert locker darauf los. Sie nimmt keine Rücksicht auf irgendwelche Wissenslücken (denn das sollte sich alles von alleine geben, nachdem man ihr oft genug zugehört hat), sie geht aber wohl auf die unterschiedlichen Sprachprägungen ein. Dafür wechselt sie leicht von der einen in die andere Sprache über, ins Englische, Deutsche, Holländische, manchmal ins Französische, so wie ihr gerade der Mund steht. Sie wiederholt die Sätze nicht, sondern mal wird sie der einen und dann wieder der anderen Person sprachlich gerecht. Auch wenn man nicht alle Sätze von Bé oder ihren Zusammenhang verstehen kann, so bietet ihr lebhaftes Mienenspiel oft schon genug Unterhaltung.

Sie isst schnell und steht dann auf und so geht sie ab: die unzertrennliche Tasse Kaffee in der Hand, klackende Geräusche ihrer Absätze auf dem Holzparkett. Es warten Telefonate oder Termine auf sie.

Die anderen essen gemächlicher, es gibt Nachtisch, Kaffee, man bleibt noch eine Weile zusammen. Nach Bés Abgang sitzen aber alle vor der großen Herausforderung, die Kommunikation zu gestalten. Das gelingt mal besser, mal schlechter. Die Roten Engel tragen natürlich eine gewisse Verantwortung dafür. Worüber redet man nun und in welcher Sprache? Der Professor aus Prag spricht nur etwas Russisch und ein paar Brocken Französisch. Der Kubaner nur Englisch. Gijs spricht fast nur Holländisch und kommt außerdem in der Thematik nicht ganz mit. Und doch entwickelt sich dann, auf wundersame Weise, ein Gespräch. Denn Stille wünscht sich niemand, also bemüht man sich. Man stellt eine Frage, man erzählt etwas, man übersetzt. Vielleicht wundert sich der Professor aus Prag über diese ungewöhnliche Gesellschaft. Vielleicht hat Gijs nur „Bahnhof verstanden". Aber Nancy, die eigentlich etwas anders vorgehabt hatte, freut sich jetzt, dass sie mit einem Kubaner ein paar interessante Gedanken austauschen kann. Die Studenten kommen so langsam in Schwung und nehmen die Herausforderung an, denn Holländer zeigen bekanntlich gern, was sie in Sachen Fremdsprachen so drauf haben.

Ein kleiner Augenblick im Hendrik-Kraemer-Haus. Nichts Weltbewegendes und dennoch ein kostbarer Augenblick, weil er ganz erfüllt ist von Toleranz und vom guten Willen, sich gegenseitig zu verstehen.

Ost-Deutschland - „Stiefkind von Europa"?

Was war das für eine Zeit während der 70er Jahre in Ostberlin, Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, jenem Staat, der sich nach der Teilung Deutschlands gebildet hatte. Die niederländische Arbeitsgruppe „Ost-Europa Projekte" bezeichnete die DDR als „Stiefkind Europas", ein ungeliebtes Kind, ein Land, das keine Anerkennung bekam und obendrein keine Marshall-Hilfe. Stattdessen leistete es Reparationszahlungen an die UdSSR, was zwar in Prinzip der Gerechtigkeit diente, aber einseitig auf seinen Schultern lastete. Obwohl die Westmächte durch die Gründung der BRD die Sowjetische Besatzungszone mehr oder weniger abgehängt hatten, war man dort tief empört, als daraufhin die DDR gegründet wurde. Im Tauziehen um die Weltmacht war dieser Teil Deutschlands so etwas wie ein Seil, das jeden Ruck im Kalten Krieg besonders zu spüren bekam. Das Weltgeschehen machte das Seil nicht weicher, sondern eher härter. Es hatte schon ziemlich harte Zeiten in der Ulbricht Ära erlebt. Das Land wollte aber auch selbst nicht wie eine Gummimasse zwischen den Systemen fungieren, es hatte sich als Teil des Warschauer Paktes deutlich positioniert. Man wählte nach sowjetischem Vorbild ein sozialistisches System. Das (über-)wachsame Auge des „großen Bruders" schränkte die Bewegungsfreiheit und eigenständige politische Entscheidungen der DDR natürlich ein.

Das Jahr 1968 war auch für Osteuropa ein Meilenstein in der Geschichte gewesen. Der Prager Frühling und der Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die Stadt wirkten in zweierlei Hinsicht stark nach. Einerseits hatte dieser Aufbruch den Glauben an eine Reformierung und Demokratisierung der sozialistischen Gesellschaft

gestärkt. Das Nachdenken über dieses Thema wurde angeregt; sowohl innerhalb als außerhalb der Partei, in Künstler- und Intellektuellenkreisen, in Betrieben und in Kirchengruppen. In kleinen vertrauten Gesprächsrunden wurde eifrig darüber diskutiert. Schriftsteller und Liedermacher versuchten ihre Kritik und ihre Visionen diesbezüglich so geschickt wie möglich, meistens verdeckt, in Worte zu fassen.

Andererseits hatte die brutale Reaktion auf den Prager Frühling auch ein Stück Hoffnung zerschlagen. Meinem Empfinden nach lagen Hoffnung und Resignation in diesen Jahren nah beieinander. Vielleicht könnte man sagen, dass das Pendel sich erst in den 80-er Jahren in Richtung Resignation verlagert hat. Die ersten Anzeichen einer ökonomischen Krise konnten anfangs noch vertuscht werden, aber eins war auch damals schon klar: Die unheilvolle Spaltung der Währung - von Ostmark und Devisen – konnte auf Dauer nicht funktionieren und brachte viel Hauen und Stechen und Korruption ein. Im Devisenhandel zeigte sich, dass die DDR eben doch Teil einer globalen kapitalistischen konkurrierenden Weltordnung war.

So oder so brachten die 70er Jahre dann doch einige positive Veränderungen. Die Honecker Ära versprach einen neuen Pragmatismus, der das Alltagsleben erleichtern sollte. Zum Beispiel wurde auf dem Gebiet des Lohnsektors einiges verbessert und - was für die Gemeinde relevant war - es wurde ein Prozess der Annäherung und Verständigung zwischen Staat und Kirche auf den Weg gebracht. Es fanden Gespräche statt, die neue Vereinbarungen zur Folge hatten. Dies geschah am Schluss auf höchster Ebene (am 6. März 1978 traf Honecker Bischof Schönherr).

Die Entspannungspolitik auf internationaler Ebene und zwischen den beiden deutschen Staaten versprach Tauwetter. Einen großen Durchbruch erzielten die Abrüstungsverhandlungen in Helsinki 1975. Fünfunddreißig Staaten unterzeichneten die Schlussakte und gründeten damit die KSZE (Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa). Ab 1974 schickten die beiden deutschen Staaten gegenseitig einen sogenannten „Ständigen Vertreter“ ins andere Land. Dieser Schritt erleichterte den Besucher- und Transitverkehr.

Auch die Länder Westeuropas taten einen Schritt nach vorne, als sie ihre unnachgiebige Haltung aufgaben, mit der sie sich jahrelang weigerten, die DDR als Staat anzuerkennen. Als die Anerkennung vollzogen war, konnten sich die diplomatischen Beziehungen endlich normalisieren.

In dieser Zeit gab es auch negative Ereignisse, wie die schon erwähnte Selbstverbrennung von Pfarrer Brüsewitz, oder auch die Ausbürgerung von Wolf Biermann, kurz nach meiner Ankunft, in Herbst 1976. Später (1979) traf Rudolf Bahro das gleiche Schicksal.

Große Wellen schlug die Einführung eines Pflichtfaches in DDR Schulen, nämlich des „Wehrkundeunterrichtes“.

Und weiter stand das strategische Gleichgewicht durch die Drohung mit der neuen Neutronenbombe bald wieder auf der Kippe, die im Westen eine neue Ära von Friedensprotesten ungekannten Ausmaßes einläutete.

Die Niederländische Ökumenische Gemeinde in Ostdeutschland (NÖG) und das Kraemer-Haus waren durch ihre Verbindungsrolle zwischen den beiden Gesellschaftssystemen auch im Tauziehen mittendrin. Alle Entwicklungen, positiv oder negativ, streiften spürbar an der Gemeinde und dem Haus vorbei. Aber die Menschen dort nahmen diese auch immer sehr bewusst wahr. Man analysierte, versuchte die Lage einzuschätzen und diskutierte darüber.

Natürlich wurde diese einmalige Gemeinde auch von beiden Seiten beobachtet. Sowohl die Stasi als auch der BND hatten die NÖG zum Zwecke der Beobachtung in ihren Karteien. Das wusste man oder man ahnte es. Bé war sich ihrer besonderen Verantwortung für das Fortbestehen der Gemeinde in Kalten Kriegszeiten sehr bewusst. Es war ein Drahtseilakt. Wir mussten immer schmunzeln, wenn sie in gewissen Abständen „ihren Freund“ traf und mit einer kleinen Schachtel Bonbons oder eine Flasche Parfüm zurückkehrte. Diese Treffen waren unumgänglich und ich bin überzeugt, dass Bé –so wie sie es in ihren Memoiren berichtet hat – keinem Menschen damit Schaden zugefügt hat. Im Gegenteil: Sie sorgte dafür, dass ihre Mitarbeiter(-innen) nie belästigt wurden oder Schwierigkeiten beim Grenzübergang hatten und dass viele legale Möglichkeiten, die das DDR-System bot, ausgeschöpft wurden. Sicherlich hat Bés legendärer Charme viel zur Nachsicht und Entspannung beigetragen. Nur manchmal stand sie vor einem Loyalitätskonflikt. So war es für sie unmöglich, den ausgewiesenen Rudolf Bahro für einen Diskussionsabend ins Kraemer-Haus einzuladen, was die interessierten Westberliner Freunde gern getan hätten. Leider stand zu viel auf dem Spiel.

Die Gespräche zwischen Kirche und Staat waren von großer Bedeutung. Die Ostgemeinde war weder direktes Mitglied der Evangelischen noch der Katholischen Kirche und hatte wegen ihrer grenzüberschreitenden Kontakte und Aktivitäten regelmäßigen Kontakt mit dem Staatssekretariat für Kirchenfragen, auch, weil sie den staatlichen Stellen offen statt mit Verheimlichungen gegenübertreten wollte. Zum Glück waren die damaligen Staatssekretäre Hans Seigewasser und später Klaus Gysi der Gemeinde wohl gesonnen. Die Zusammenarbeit verlief gut. Viele Anliegen der Gemeinde – bis hin zu ökumenischen Reisen in die Niederlande – wurden positiv bewilligt.

Die Anerkennung der DDR, besonders von Seiten der Niederlande, war ein wichtiges Thema und ein großes Anliegen, denn die Bürger und Bürgerinnen mit niederländischem Pass brauchten eine Botschaft, um ihre Formalitäten zu regeln. Bé erledigte diese Aufgaben über einen längeren Zeitraum hinweg - als eine Art Ersatz-Botschafterin. Sie nahm die Pässe entgegen, die eine Verlängerung brauchten, und brachte sie über die Grenze zur Niederländischen Militärmission in Westberlin. Deswegen waren auch Freunde vom Hendrik-Kraemer-Haus in einer niederländischen Initiative aktiv, die um die Anerkennung der DDR warb, die dann 1973 erfolgte.

Bés Blick aber war immer auf die ganze Welt ausgerichtet, viel weiter also als die innerdeutsche Grenze. Sie war persönlich bei den Abrüstungsverhandlungen in Helsinki (als Beobachterin) dabei gewesen. Sie war sich des fragilen Gleichgewichts in der damaligen Welt sehr stark bewusst. Obwohl sie selbst eine spontane, sprunghafte, unorthodoxe Persönlichkeit war, glaubte sie in der politischen Praxis nur an solide, langfristige Prozesse der Friedenssicherung und vorsichtigen Annäherung. Nicht dass

sie den DDR-Bürgern nicht ein bisschen mehr Farbe und Freiheit gönnte, sie wusste nur zu gut was, global gesehen, auf dem Spiel stand, wenn dieses mühevoll gehaltene Gleichgewicht auseinanderbrechen würde.

Deswegen schloss sie sich auch der Friedensbewegung an, die über die Grenzen der Blockstaaten hinausging und diese globale Realität im Blick hatte. Das war die Christliche Friedenskonferenz mit Hauptsitz in Prag. Das Sekretariat von Westberlin befand sich im Hendrik-Kraemer-Haus. Nach der Wende wurde die CFK mit großem Misstrauen beäugt, wegen ihrer vermeintlichen „Staatsnähe“. Nun gab es bekanntlich in Osteuropa kaum etwas im gesellschaftlichen Leben, das nicht staatsnah war. Alle Instanzen, Vereine, Arbeitsgemeinschaften brauchten eine Genehmigung und wurden mit der üblichen bürokratischen Akribie registriert. Wenn man aber bedenkt, dass auch hier im Westen alle Vereine und Organisationen notariell (das heißt „staatlich“) registriert werden, nachdem ihre Statuten geprüft wurden, dann relativiert sich diese Sache ein wenig. Sicherlich gab es Leute - vielleicht auch einflussreiche - die dem Staat treu (vor allem blind) und unkritisch ergeben waren, aber die meisten Leute, die ich kennenlernte, hatten ein höheres Anliegen als ihre kleingläubigen DDR-Funktionäre im Sinn, denn sie hatten noch die Vision von Frieden und Gerechtigkeit in der ganzen Welt. Dass dieses Ziel sowohl mit christlichem als auch mit sozialistischem Gedankengut verknüpft wurde (und dass die beiden Weltanschauungen sich ergänzen könnten), schmeckte zwar einigen Leuten nicht, aber mir kam es durchaus entgegen. Was mich bei vielen Begegnungen immer wieder positiv beeindruckte, war, dass viele Menschen ihre eigene Situation in der DDR – und sei sie noch so unbequem – immer in den Kontext der globalen Politik stellten. Sie schauten auf die Kriegsschauplätze, auf die Ausbeutung und Armut in der Welt, auf die ungerechte Verteilung der Existenzgrundlagen oder ihrer Zerstörung. Lapidar ausgedrückt: die Gerechtigkeit war ihnen wichtiger als die Bananen auf dem Tisch. Ja, es stimmt, dass ich in der DDR hauptsächlich mit solchen Leuten in Kontakt kam. Resignierte Dissidenten oder Oppositionellen, die keinen Sozialismus mehr anstrebten, bin ich in dieser Zeit wenig begegnet. Ich traf auch keine rechts gesinnten Leute, wenige Opportunisten oder Nörgler, die nie zufrieden waren. Auf die letzten drei Kategorien konnte ich auch verzichten, obwohl sie wahrscheinlich einen ziemlich großen Prozentsatz der Masse ausmachten. Die Menschen, die wirklich gelitten hatten, traf man sporadisch in der BRD, man kannte die Problematik des Unrechts, aber noch nicht sein Ausmaß, weil man nicht hinter die Kulissen schauen konnte.

Im Westberliner Fernsehen schauten wir uns oft die kritische Sendung „Kennzeichen-D“ an. Hierin wurde regelmäßig über Missstände in beiden deutschen Staaten berichtet. In den Beiträgen wurden die Kritiken nach beiden Seiten ausgeteilt, in der Sendezeit ziemlich ausgewogen. Die allgemeine Prämisse dieser Sendung war in linken westlichen Kreisen weit verbreitet. Man glaubte nämlich: es gibt viele Missstände in der DDR (in der Umweltverschmutzung, im Strafvollzug, an der Grenze, im kulturellen und sozialen Leben etc.), aber man kann jedem Unrecht, das dort passiert, ein Unrecht aus der Bundesrepublik gegenüberstellen.

Die Sprechstunde in Ost-Berlin

Zwei bis dreimal im Monat besuchte ich am Dienstag die sogenannte Sprechstunde in der Mainzer Straße bei Idel Kuse. Sie fand von 17 bis 19.30 Uhr in ihrer Wohnung statt.

Die Sprechstunde war für die ostdeutschen Gemeindemitglieder eine Zeit, in der die Pastorin (oder ihr Vikar) für ihre Anliegen erreichbar war. Idel Kuse besaß ein Telefon und unter dieser Nummer konnte man anrufen. Sie stellte auch ihre Adresse als Postadresse zur Verfügung.

Idel Kuse war Witwe. Früher hatte ihr Mann Heinz viele Aufgaben in der Gemeinde übernommen. Sein Tod war wohl ein großer Verlust gewesen, vor allem natürlich für Idel, die noch oft mit roten Augen an ihn dachte. Ihr Dienst war nicht zuletzt ein Vermächtnis an ihren Mann, denn durch ihn war sie in Kontakt mit der Gemeinde gekommen. Auch ihr Beruf hatte mit seinem Tod zu tun: Seitdem arbeitete sie bei einem Bestattungsunternehmen.

Einmal verwirrte sie mich mit dem Satz: „Heute habe ich meinen Heinz besucht.“ Nanu, dachte ich, habe ich da vielleicht etwas falsch verstanden? Liegt er vielleicht krank im Krankenhaus und ist noch gar nicht tot? Aber ich traute mich nicht genau danach zu fragen - zum Glück, denn das wäre etwas peinlich gewesen. Später klärte sich die Sache auf. Idel war nur auf dem Friedhof gewesen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich etwas über die Friedhofskultur in Deutschland, die sich doch ein wenig von der niederländischen Tradition unterscheidet. Wir kennen eine solche Hingabe am Grab - die ihren Höhepunkt in den Novembertagen erreicht - eigentlich gar nicht.

Idel war in ihrer Gastfrauen-Rolle auch voller Hingabe. Sie bereitete jedes Mal Schnittchen vor, die von uns dankbar in Empfang genommen wurden. Niemand konnte ihr das aus der Hand nehmen, sie hatte alles schon vorbereitet, bevor die Gäste kamen. Es waren nicht wenige, denn die Sprechstunde war obendrein ein wichtiger Treffpunkt für die aktiven Leute der Gemeinde.

Sie kamen nach der Arbeit hierher; zu meiner Zeit waren das Steffi, Petra, Dietmar, Hubtus, Hans Henrich, Heidi, Lydia (die einzige Ostberliner Niederländerin im Kreise) und Willibald, manchmal auch Volker. Die meisten der Anwesenden waren damals Ende zwanzig, also nicht viel älter als ich. Einige hatten sich während ihrer Studentenzeit in der katholischen Studentengemeinde kennengelernt, die sie als Sprecherinnen bzw. Gemeinderatsmitglieder maßgeblich mit geleitet hatten. Ein solches Prinzip einer Basisgemeinde war von der katholischen Obrigkeit nicht gewollt. Man wollte diese jungen Leute, die im Stande waren, eigene

kritische Gedanken zu artikulieren, lieber loswerden. Also suchten diese eine andere Gemeinde, wo sie sich engagieren konnten. Bé nahm sie aus den gleichen Gründen sehr gerne auf, für sie waren sie ein Gewinn für die Gemeinde, die sonst doch stark überaltert wäre. In der DDR fand nun mal kein natürlicher Zuwachs an holländischen Gemeindemitgliedern statt. Bé fragte nie nach Taufbüchern, Glaubensbekenntnissen oder nach der Nationalität. Die jungen Leute fühlten sich in dieser offenen Gemeinde wohl, interessierten sich für die ökumenischen und politischen Themen, übernahmen Verantwortung für das Gemeindeleben, wie Gottesdienste, Seminare, Aufbaulager und Gemeindebriefe. Nicht zuletzt kümmerten sie sich liebevoll um die Alten, von denen einige nicht mehr so mobil waren. Kurzum, sie wurden zu einer tragenden Kraft in der Gemeinde.

Bé, Andreas, Jacob und/oder ich – also meistens zwei oder drei Personen aus dem Westen - trafen nach den üblichen Wartezeiten an der Grenze auch in dieser Runde ein. Zur Begrüßung gab man sich die Hand. Das war Sitte in Ostberlin. In Westberlin tat man das nur bei formellen Begegnungen. Zu jener Zeit gab es in Holland nur sehr lapidare Begrüßungen. Man schaute in die Runde und sagte „Hallo allerseits“ oder „Hoi“. (Während meiner Abwesenheit änderte sich diese Sitte radikal. Heute gibt es in Holland ein sehr umständliches Begrüßungsritual: drei Küsschen auf zwei Wangen!).

Ich setzte mich auch dort auf die Couch an den fast legendären Couchtisch mit den Schnittchen. Die belanglose Plauderei ging schon bald über in ein Gespräch über aktuelle Themen. Da konnte ich sprachlich und inhaltlich am Anfang kaum mithalten. Ich brauchte länger als im Kraemer-Haus, um mich hier einzufinden, denn diese Welt war erst mal fremd und ihre Sprache anspruchsvoll. Dennoch interessierte es mich und allmählich wurde die Kommunikation verständlicher und vertrauter. Nicht selten wurde der neueste politische Witz erzählt, der in Ostberlin kursierte. Leider habe ich mir noch nie im Leben Witze merken können. Sie wären heute bestimmt eine interessante zeitgeschichtliche Komponente. Auch wurde über Literatur gesprochen. Diese DDR-Literatur kann man heute zum Glück noch finden und nachlesen. Ich habe mehrere Male erlebt, wie jemand einige Exemplare eines neuen Buches mit geringer Auflage ergattert hatte, um sie in dieser Runde zu verteilen. Das war üblich in Ostberlin: wenn man das Glück hatte, Mangelware zu finden, besorgte man immer gleich ein paar für seinen Freundeskreis. Ich erinnere mich, dass Christa Wolfs Buch „Kindheitsmuster“ erschien. Das gab ausgiebigen Gesprächsstoff. Man war geübt, „zwischen den Zeilen“ zu lesen und die verdeckten kritischen Aussagen zu erkennen.

Auch das Buch von Maxie Wander „Guten Morgen, du Schöne“ mit Frauenporträts (sogenannten „Selbstprotokollen“), war in diesen Tagen ein wichtiges Zeitdokument über das Leben von Frauen in der DDR.

„Ost-Lektüre“

17.5.1978 Tagebucheintrag: *„Ich lese gerade „Die Geschwister“ von Brigitte Reimann. Ich habe das Gefühl, dass ich beim Lesen der DDR-Literatur sozusagen spielend etwas lerne über dieses Land. Das Buch, das ich jetzt lese, wird mit einem größeren Optimismus geschrieben als das vorige („Das Glück“ von Rolf Schneider), aber ich habe das Gefühl, dass sie beide eine Realität enthalten. Die zwei Frauen, die in den beiden Büchern die Hauptfiguren sind, haben jeweils einen sehr unterschiedlichen Start gemacht im neuen Staat. Hanna aus „Das Glück“ stammt aus einer sogenannten*

„asozialen“ Familie mit einem Vater, der trinkt usw. Ihr Bruder geht in den Westen. Sie bekommt einen Augenblick lang die Chance, bei ihm zu bleiben, aber sie läuft, mehr oder weniger automatisch, zurück über die Grenze. Sie hat kein politisches Konzept. Andererseits bekommt sie wohl die Chance zu lernen (mit einer viel größeren Selbstverständlichkeit, als es für diese Menschen in Holland möglich gewesen wäre). Sie wird Lehrerin. Sie lebt kein einfaches Leben und es tauchen in ihrem Umfeld immer wieder Leute auf, die es auch nicht leicht haben. Manche haben auch keine reine Weste in Bezug auf die Nazizeit. „Abhauen“ wäre in diesem Buch verständlich, aber bringt auch keine Lösung.

Auch im Buch „Die Geschwister“ steht die Flucht in den Westen zentral. Der Bruder von Elisabeth erzählt ihr zwei Tage im Voraus, dass er weggehen möchte. Aber die Situation ist anders. Das Milieu aus dem sie stammen ist anders. Ihre Eltern waren weder im Widerstand, noch in der Nazibewegung. Die Kinder agieren später gegen diese Form von Neutralität, aber merken auch, dass ihre Eltern sich sehr konstruktiv verhalten, wenn es darum geht, den neuen Staat aufzubauen. Der älteste Bruder ist ziemlich sofort in den Westen geflüchtet. Er erntet wenig Sympathie, denn es sind vor allem ökonomische und „streberische“ Gründe. Bei Uli, dem anderen Bruder, liegt der Fall anders. Er war immer sehr motiviert gewesen und politisch bewusst, überzeugt von der Notwendigkeit und Unvermeidbarkeit des Kommunismus. Er ist aber enttäuscht in seiner Arbeit, er ist frustriert. Er möchte einfach nur Schiffe bauen und nicht gezwungen werden, noch andere Dinge zu tun. Elisabeth sucht nach Möglichkeiten, ihn zu überzeugen, dass hier sein Platz ist.

Das Thema ist vor allem die Enttäuschung der dagebliebenen DDR-Bürger, wenn ein Angehöriger, Freund oder Kollege flieht. Auch der finanzielle Aspekt spielt eine Rolle: sie haben doch hier ihre Ausbildung bekommen, wurden von dem - nicht sehr reichen - Staat bezahlt und jetzt verschwinden sie mit all ihren Kenntnissen über die Grenze.

Man bekommt trotzdem viel Verständnis für Uli (nicht aber für Konrad, den älteren Bruder), aber Elisabeths Argumente sind stärker. Diese kommen in ihren Worten zum Ausdruck, aber vor allem aus der Reflexion über Ereignisse aus früheren Jahren.

Ich finde, beide Bücher sind noch aktuell. In „Das Glück“ wird zum Beispiel das Thema Faschismus ausgearbeitet, nämlich die faschistische Vergangenheit Deutschlands, die man nicht einfach wegradieren kann. Es erscheinen heute immer mehr Bücher (wie zum Beispiel „Kindheitsmuster“ von Christa Wolf), die versuchen, den Schein - als würde der Faschismus in der DDR wie Schnee vor der Sonne verschwunden sein - zu durchbrechen. (…) Sie fesseln mich doch sehr stark, diese Geschichten von Menschen aus der DDR, die so ganz anders sind als meine persönliche Geschichte, während manche Momente wiederum deutlich erkennbar sind.“

Ost-Berlin privat

Aus der Arbeit in der Ostgemeinde entwickelten sich auch Freundschaften. Alle Vikare und Roten Engel aus den Niederlanden pflegten ihre eigenen privaten Kontakte, die oft über Jahre hinaus Bestand hatten, auch wenn sie schon lange in die Heimat zurückgekehrt waren.

Exklusive Freundschaften gab es bei mir weniger. Ich besuchte mal die eine, dann die andere und freute mich vor allem, wenn ich – so wie Emmy es damals tat – Besuch aus Holland mit einladen durfte.

Es gab nur eine besondere Freundschaft, nämlich mit Ute (Name geändert, E.v.V). Sie war eine allein lebende Frau mittleren Alters, die zwar regelmäßig die Gemeinde besuchte, aber nicht so voll integriert war. Sie hatte nämlich auch noch eine zweite kirchliche Heimat – wohl der wichtigere Bezugspunkt - bei einer Freikirche.

Wenn ich Ute besuchte, dann hatte ich wirklich das Gefühl, die Arbeit in der Gemeinde für eine Weile beiseite zu schieben. Wir hatten ganz andere Themen. Wenn ich sie an einem meiner freien Tage besuchte, dann frühstückten wir gemeinsam, unterhielten uns stundenlang und machten gemeinsame Ausflüge, vorzugsweise in den Tierpark.

Bei Ute konnte ich den normalen Alltag in Ost-Berlin aus nächster Nähe kennenlernen und zwar ganz unverstellt, so wie er sich in ihrem speziellen Fall ergab. Das Gute bei Ute war, dass sie dem DDR-Staat fast neutral gegenüber stand. Es gab nur einen Punkt, der ihr wirklich Schmerzen bereitete, und das war die Tatsache, dass sie nicht überallhin frei reisen durfte. Reisen war nämlich ihre große Leidenschaft. Hätte sie die Freiheit gehabt, dann hätte sie bestimmt auch viele Reisen ins westliche Ausland gemacht (was sie nach der Wende dann auch ausgiebig nachholte). Damals musste sie sich auf den Osten beschränken. Das östliche Ausland zeigte sich aber weitaus ergiebiger und faszinierender, als man denken sollte. Das zeigte mir Ute durch ihre Lichtbilder, Schallplatten, Bildbände und mitgebrachte Gegenstände, meistens Exemplare der Volkskunst. Das Zimmer von Ute beherbergte die schönsten Schätze aus Polen, Rumänien, Bulgarien oder aus den fernen orientalischen Städten wie Samarkand und Taschkent. Nicht alles wurde von der Reise mitgebracht, denn wer sich dafür interessierte, konnte auch in den Berliner Volksbuchhandlungen viele Bildbände über diese Länder und ihre Kunst erwerben.

Zur Weihnachtszeit schmückte ein üppiger Tannenbaum mit Holzfiguren aus dem Erzgebirge ihr Zimmer und blieb, nach osteuropäischer Sitte, bis in den späten Januar dort stehen.

Utes Wohnung war eine Zweiraumwohnung, die sie über viele Jahre mit einer alten Frau teilte, bis diese starb (danach hatte sie die Wohnung für sich). Jede hatte ihr eigenes Zimmer und Küche. Ich meine mich zu erinnern, dass nur der Flur und das Bad gemeinsam genutzt wurden. Bei Ute gab es leckere Sachen zu essen, auch sehr reichlich, in ihrer Küche stand immer ein großer Obstteller voller Bananen, fast wie ein Symbol der Fülle.

Ute hatte ein Biologiestudium absolviert (trotz ihrer Mitgliedschaft in der Jungen Gemeinde), aber sie hatte keinen begehrten Arbeitsplatz abbekommen. Sie analysierte Gewebeproben in einem Laboratorium. Die Arbeit war verantwortungsvoll, belastete die Augen und erforderte die höchste Konzentration. Sie machte oft Überstunden, sodass sie oft erschöpft nach Hause kam. Sie wusste sehr wohl, dass es solche Art von Problemen in jeder Gesellschaft gab. Nur war es hier schwer, den Job zu wechseln. Ich erlebte so auch die Kehrseite von einem „sicheren Arbeitsplatz“.

Einmal im Monat hatte sie einen extra freien Tag, einen „Haushaltstag“, eine kleine feine Errungenschaft in der sozialistischen Gesellschaft. Natürlich brauchte eine Vollzeitbeschäftigte wie Ute einen solchen Tag dringend. Abgesehen vom Haushalt konnte sie auch andere Sachen an einem Werktag erledigen. Es mag bescheiden aussehen, aber psychologisch gesehen brachte so ein einziger Tag viel Entspannung in ihr Arbeitsleben.

Ute war also in mancher Hinsicht nicht zu beneiden, was man aber nur zum Teil auf das System schieben konnte. In anderer Hinsicht konnte man sagen: es ließe sich - trotz allem - einigermaßen gut leben in Ostberlin.

Zwei Altenkreise

Als ich nach Berlin kam, gab es zwei größere Seniorenkreise in Ost und West, die wir gar nicht so bezeichneten, sondern sie einfach „Altenkreis“ oder „Bejahrtenkreis“ nannten. Als meine Roter Engel-Zeit im Hendrik-Kraemer-Haus nach drei Jahren zu Ende ging, waren die Kreise um mindestens die Hälfte ihrer Zahl geschrumpft. Das hatte nichts mit mir zu tun, es war der natürliche Lauf des Lebens, also des Sterbens. Im Ostteil der Gemeinde war – wie schon erwähnt – ein Zuwachs der niederländischen Familien kaum gegeben, aber auch im Westen veränderte sich die Gemeindestruktur so stark, dass nach dieser Generation kaum ältere Leute mehr nachrückten.

Eine Fotoaufnahme der beiden Kreise hätte ein „Gruppenbild mit Herrn“ ergeben. Im Westen hieß der einzige Mann Herr Hoes und im Osten Herr Veldkamp. Das war die einzige Übereinstimmung, die es gab, denn sonst waren diese Kreise sehr unterschiedlich.

Es kann daran liegen, dass die Bejahrten im Westen zum größten Teil aus dem Umfeld der Limonenstraße kamen. Das hieß, dass viele von ihnen recht wohlhabend waren. Man konnte jedenfalls die Ausnahmen leicht erkennen. Hauptsächlich waren es gut gepflegte alte Damen und keine schlichten alten Frauen, die hier beisammen saßen. Manche von ihnen lebten in einem vornehmen „Stift“ und nicht in einem Heim. Wenn sie sich am ersten Donnerstag im Monat trafen, gab es immer Kuchen und einen Kaffee der besseren Sorte, meistens eine Spende von einer Person, die gerade Geburtstag hatte.

Solange es noch Kuchen und Kaffee gab, verlief die Konversation angeregt. War der Kuchen alle, dann setzte eine Sättigung ein, die nicht nur den Appetit betraf, sondern auch das Gespräch. Ab dann brauchte der Kreis eine Unterhaltung. Bé konnte das, wie schon geschildert, locker bieten. Andere Personen hatten es da schon schwerer. Einmal habe ich meine Lichtbilder aus Prag gezeigt, was mir den unvergesslichen Kommentar von Frau H. bescherte: „Herrlich, herrlich! Und das war mal alles deutsch!“ Aber sie war eine Ausnahme, eine besondere Spezies. Ich

möchte keinen falschen Eindruck wecken, denn die meisten dieser Damen waren sehr liebenswert. Ich denke gern zurück an die liebe Frau Rasch, an die aufgeschlossene Frau Ruhland, an die bescheidene Frau Devalier und auch an die treue Frau Wüstenei. Letztgenannte hatte eine besondere Verantwortung für den Kreis übernommen. Sie schickte Karten an die Geburtstagskinder– auch an das „Mädchen vom Hause“ - oder an die Kranken.

Den monatlichen Gottesdienst besuchten die Damen vom Altenkreis allerdings nicht, sondern sie gingen lieber zu ihren Ortsgemeinden. Ein Hausgottesdienst, sitzend auf den alten Sofas, war wohl keine Alternative zu einer „richtigen“ Kirche. Nun muss man auch bedenken, dass viele von ihnen Witwen von Holländern waren, die ihrer eigenen lutherischen Tradition treu geblieben waren.

Am dritten Dienstag im Monat fuhren wir zum Gemeinderaum der Andreas-Gemeinde in Ostberlin, direkt gegenüber dem Ostbahnhof gelegen. Henk setzte uns dort mit dem Auto ab und holte dann gleich die gehbehinderten Frauen ab, wie Frau Hoegen, Oma Scholz und Frau Manttei. Als Frau van der Meer noch lebte, wurde bei unserer Ankunft schon fleißig in der Küche gearbeitet, obwohl wir den Kaffee mitbrachten, den löslichen Nescafé (weil der praktisch war und weil Bé diesen selbst mit Vorliebe trank). Nach dem Tod von Frau van der Meer (Anfang 1977) wurde uns gestattet, in der Küche mit vorzubereiten.

Die Gemeinderäume in den Ostberliner Kirchen hatten eine besondere Atmosphäre. Ich habe im Laufe der Zeit einige kennen gelernt und sie ähnelten sich sehr. Auch hier war der „Geruch des Ostens“ typisch, der hiesige stammte vor allem von den Putzmitteln her. Das Klopapier, die Seife, die Kücheneinrichtung, die einfachen Holzstühle und Tische, das Regal mit den Gesangbüchern und die Werke der Konfirmandinnen an der Wand, das waren die üblichen Zutaten der Inneneinrichtung. Sie lösten sogar noch lange nach der Wende nostalgische Gefühle aus, immer wenn ich in einer Gemeinde im Ostteil der Stadt zu Besuch war, weil sie dort eine ganze Zeit überdauerten. Nicht selten kamen dann meine Erinnerungen an den Altenkreis wieder hoch.

Die alten Frauen in Ostberlin hatten eine ganz andere Ausstrahlung als die Damen im Westen. Man hätte glauben können, sie kämen alle vom Lande. Ja, so sahen sie aus, es fehlte lediglich die Schürze, die solche Art aus Gewohnheit nie ablegte. So kannte ich es auch noch aus meinem Heimatdorf in den späten fünfziger Jahren.

Einige Namen der Frauen und des Herrn wurden schon erwähnt, die anderen hießen Frau Veldkamp, Frau

Bosman, Tante Hertha, Tante Berta und Else van Staveren. Die kleine Frau Wolf stieß gelegentlich dazu.

Frau Veldkamp war natürlich die Ehefrau des gleichnamigen Herrn. Die beiden - mit ihren roten Apfelbäckchen – hätten wirklich als Bauernpaar auftreten können. Einmal im Jahr, im Sommer, traf sich der Altenkreis in ihrer Laube in einer Gartenkolonie, die im Osten meistens „Datsche“ genannt wurde. Zwischen ihren Blumen, Beeren und Obstbäumen befanden sich die Veldkamps dann in einem passenden Ambiente.

Auch Frau Bosman lud uns einmal im Jahr ein und zwar im Monat Mai, weil sie dann Geburtstag hatte. Sie wohnte etwas außerhalb von Berlin in Bergfelde, in der Nähe von Oranienburg. Wenn wir sie besuchten, dann überquerten wir die Berliner Stadtgrenze, was mit unserem Tagesvisum eigentlich gar nicht erlaubt war. Aber wir sagten uns: Ein Westauto mit Holländern kann schließlich mal aus Versehen vom Weg abkommen. Außerdem hatten wir die Bé dabei, also würde uns wohl nichts in die Quere kommen, was nicht verbal „geregelt“ werden konnte. Frau Bosman wohnte in einem alten Haus mit einem ebenso alten Garten mit knorrigen Bäumen. Im Mai duftete es draußen - und auch drinnen am Kaffeetisch - nach Flieder und Maiglöckchen. Wenn nach dem Kaffee die Blase voll war, musste man durch den Garten gehen, denn das Plumpsklo befand sich hinter dem Schuppen. In meiner Erinnerung liefen wir dort immer bei einem starken Mairegen durch Pfützen und unter triefnassen Zweigen hindurch, abermals von einem einmaligen Duft begleitet.

In der Andreas-Gemeinde saßen wir rund um den Tisch mit dem heißen Nescafésud in den Kaffeekannen. Die HO-Kekse wurden aus dicken grauen Papiertüten auf Teller gelegt. Sie schmeckten nach Omas Zeiten, nach Butter, Schmalz und Zucker.

Es wurde viel gesungen, Lieder aus dem Gesangsbuch, aber auch Volkslieder wie „Ännchen von Tharau“. Viele Lieder kannte man auswendig. Am Schluss sangen wir das Bonhoefferlied „Von guten Mächten wunderbar geborgen“. Dabei fassten wir uns an den Händen. Die alten Frauen wollten sich auch körperlich nahe sein. Bei der Begrüßung und beim Abschied wurde man umarmt und feste gedruckt.

Wie schon erwähnt, trug Oma Scholz („Tante Lotte“) meistens ein Gedicht vor oder hatte etwas zum Vorlesen in der Tasche. Sie hatte die neunzig Jahre schon überschritten, aber war geistig sehr rege und hatte Humor. Es wurde in diesem Kreis nie langweilig. Die stillen Frauen wie Tante Hertha und Tante Berta saßen immer zufrieden lächelnd dabei. Ob rege oder leise, alle gehörten dazu.

Das zeigte sich besonders deutlich, als Tante Hertha starb, eine Frau, die sich zu Lebzeiten immer im Hintergrund bewegte. Es gab eine wunderschöne Beerdigung und alle (wenn sie ihr nicht schon vorausgegangen waren) waren dabei. Sie kamen in ihren schlichten Alltagskleidern, so wie sie es immer taten, und brachten Blümchen mit aus

dem Garten oder vom Balkon. Und als wir so andächtig zusammen über den Kirchhofrasen zur letzten Ruhestätte gingen, sagte eine der Frauen: „Ach, das hätte sie doch noch mal erleben sollen, unsere Tante Hertha, ihre eigene Beerdigung!“

Man kann, man sollte, die beiden Kreise eigentlich nicht miteinander vergleichen, aber ich habe mir oft Gedanken über diese Unterschiede gemacht. Diese alten Frauen hatten so viel gemeinsam, denn sie hatten alle die schweren Kriegsjahre erlebt und anschließend die Nachkriegszeit, als Berlin in Trümmern lag. Sie mussten Sorge für ihre Familien tragen, betrauerten ihre Toten - viele von ihnen waren Kriegswitwen - sie hatten die Bombennächte erlebt und hinterher die Trümmer beseitigt. Sie hatten Hunger erlitten und viele Ängste ausgestanden. Es war verständlich, dass sie sich am Ende ihres Lebens nur noch Frieden und eine Grundsicherung wünschten.

Die Frauen in Ostberlin waren zufrieden mit dem, was sie hatten: eine warme Wohnung, genug Kleidung, Brot und Kartoffeln, ein Leben ohne Angst. Sie konnten sich über die kleinen Dingen des Alltags freuen: ein Blümchen auf dem Tisch, ein Lied, eine Tasse Kaffee und das traute Beisammensein.

Die Frauen im Westen hatten einen starken ökonomischen Aufschwung erlebt. Es ging ihnen über die Maßen gut, aber der Konsum überdeckte auch ihre seelischen Schmerzen.

Während die Ostfrauen sich gegenseitig die Hände zum Trost hinhielten, kauften sich die Westfrauen ein neues Kleid oder besuchten das Kaufhaus des Westens.

Momentaufnahme im Hendrik-Kraemer Haus (6)

Am 29. November 1976 schrieb ich meinen Freunden: „*Wir haben das erste Sinterklaasfest schon hinter uns und zwar in Ostberlin. Es war ein großer Erfolg. Bis jetzt hatten wir nur Kindernachmittage im Westen organisiert (da kamen ca. 6 bis 15 Kinder). Früher gab es im Osten auch Kindernachmittage. Die Kinder von damals sind jetzt groß und haben schon eine eigene Familie. Die Eltern haben aber kaum noch Kontakt miteinander. Wir hatten für diesen Nachmittag Eltern und Kinder eingeladen. Es kamen ungefähr 40 Leute. Wir hatten Sinterklaas Klamotten vom holländischen Verein geliehen, der am kommenden Samstag ein Fest für die niederländischen Kinder in Westberlin organisiert.*

Am Ende des Nachmittags haben wir Sinterklaas (Henk) und Zwarte Piet (Volker aus Ostberlin) demaskiert. Die Kinder hatten ihren größten Spaß. Der eine lief mit dem Bart, die andere mit der Bischofsmütze und wieder ein anderer lief im Zwarte Pieten-Kostüm herum.

Sie kennen hier nur den Weihnachtsmann. An der Grenze begegneten die Beamten uns übrigens gar nicht mit Befremden. Sie

schauten sich wohl die Sachen an, aber sagten dann nur: „Na, ihr seid in diesem Jahr aber früh dran!“ Sie dachten, dass wir den Weihnachtsmann spielen wollten.

Weihnachten ist hier in Deutschland das große Familienfest. Jetzt steht alles schon in diesem Zeichen. Gestern war der erste Advent und dann fängt Weihnachten schon an. In Ostberlin gibt es einen großen Weihnachtsmarkt mit einem großen Rummel.

Die Zeit vor Weihnachten ist hier überhaupt eine vielbeschäftigte Zeit. Die Atmosphäre aller Aktivitäten wird von diesem Ereignis geprägt: die Kindernachmittage, die Altenkreise und die Gottesdienste. Außerdem machen wir jetzt viele Hausbesuche. Die Zeit zwischen Weihnachten und Sylvester versuchen wir für uns selbst zu reservieren und laden nur unsere nächsten Verwandten und Freunde ein.

Und am 6.12.1976: „Unser Sinterklaasfest im Kraemer-Haus war sehr schön. Wir hatten die Menschen aus der Wohngemeinschaft eingeladen. Mit einigen (wie Henny, Walter und Nora) habe ich mich angefreundet. Ich hatte Spekulatius gebacken und „Borstplaat“[eine süße, niederländische Nikolaus-Spezialität] gemacht. Wir hatten auch noch Pfeffernüsse aus Holland. Den geliehenen Bischofstalar hatte ich aufgehängt und einen Kopf dazu gebastelt. Ich habe eine Geschichte geschrieben „Sinterklaas für Ausländer“, um die Deutschen über den Heiligen aufzuklären.“

Und am 16.12.1976: *„Hier dreht sich wirklich alles um Weihnachten. Gestern Abend fand das niederländische Weihnachtsfest statt, das jedes Jahr von den beiden niederländischen Vereinen („Hollandia“ und „Nederland en Oranje“) in Zusammenarbeit mit der Niederländischen Ökumenischen Gemeinde organisiert wird. An einem solchen Abend kommt hier hauptsächlich das „Establishment“, also Leute, die normalerweise nichts mit dem Kraemer-Haus zu tun haben (mit Ausnahme von unseren Bejahrten). Wir haben niederländische Weihnachtslieder gesungen und es trat eine holländische Opernsängerin auf (Kaja Borris), die früher als Kind in der Gemeinde war. Sie sang sehr schön. Wir haben geschmückt und für den Spekulatius gesorgt (diesmal aber nicht selbst gebacken).*

Auch der politische Diskussionsabend am Montag wird weihnachtlich sein. Wir werden Punsch anbieten. Wir waren gerade beim Großkauf um einzukaufen. Wir brauchten natürlich viel mehr als sonst.

An einem der Weihnachtstage wollen wir ein offenes Haus organisieren (ein „Kerstin“). Weil Weihnachten ein ausgesprochenes Familienfest ist (vor allem „Heiligabend“, der Abend vorher) sind die allein lebenden Menschen dann besonders einsam. Wenn es nach mir geht, soll es eine kreative Sache werden. Denn das können die Deutschen hier noch ein bisschen lernen: Kreativität. Bé sagt, dass es ihr selbst nie gelungen ist, das Gefühl der Deutschen am Heiligabend richtig nachzuempfinden. Alles was sie sagte oder tat (vor allem wenn sie ihren Humor einsetzte) schien fehl am Platz zu sein. Heiligabend ist eine Mischung aus dem niederländischen Weihnachten (geistige Besinnung), Sinterklaas (Bescherung, aber weniger lustig) plus Sylvester (Sentimentalität).

Aber im Kraemer-Haus wird Heiligabend mehr nach holländischer Art gefeiert. Ein befreundetes chinesisch-indonesisches Pärchen möchte an dem Abend chinesisch kochen.“

Die Gottesdienste in West und Ost

Da die beiden Teile der Gemeinde sich auf unterschiedliche Art und Weise entwickelt hatten, waren auch die Gottesdienste sehr unterschiedlich. Im Haus in der Limonenstraße fand am ersten Sonntag im Monat um 11 Uhr ein Hausgottesdienst statt. Wie schon erwähnt, trafen sich die Gottesdienstbesucher(-innen) dann im Wohnzimmer in einer überschaubaren Runde auf den Sofas, während der Duft einer Suppe für das anschließende Mittagessen schon über Treppe und Flur nach oben gelangte. Ich war eben wegen dieser Suppe, oder auch wegen der Kinderbetreuung, nicht so oft im Gottesdienst. Bé, die Vikare oder auch befreundete Theologen und Pfarrer aus Westberlin übernahmen die Predigt, die in eine etwas lose Liturgie eingebettet war. Und so hin und wieder wurde der Gottesdienst ein wenig aufgepeppt, damit auch die Kinder ihren Spaß hatten. So feierten wir im Monat September das jüdische Laubhüttenfest im Garten mit den Zweigen eines Baumschnitts. Oder Pfarrer Tom Day ließ den Zacharias anschaulich durch ein „Dach“ hinunter steigen.

Einmal im Jahr gab es im Haus einen besonderen Gottesdienst, nicht am Sonntag, sondern am Karfreitagabend. Dann versammelte sich der Freitagabend Kreis zu einer Andacht mit Abendmahl, selbstverständlich mit einer ernsten politischen Thematik, anlässlich des Tages der Kreuzigung. An dem Abend waren beide Wohnzimmerräume mit Leuten gut gefüllt. Für Bé war dieser Tag - wegen der schmerzlichen Aktualität des Folterns in der Welt - ein wichtiges Ereignis im christlichen Kirchenjahr. Auch den Gründonnerstag (in Holland „witte donderdag“ genannt) wollte sie immer feiern, denn das geschwisterliche Teilen von Brot und Wein, - auch, oder gerade, in schweren Zeiten - hatte für sie eine besondere Bedeutung. Für Bé war Weihnachten vielleicht gar nicht das wichtigste Fest im Kirchenjahr, sondern dann schon eher Pfingsten, weil an diesem Tag die Christen zur Mündigkeit berufen werden.

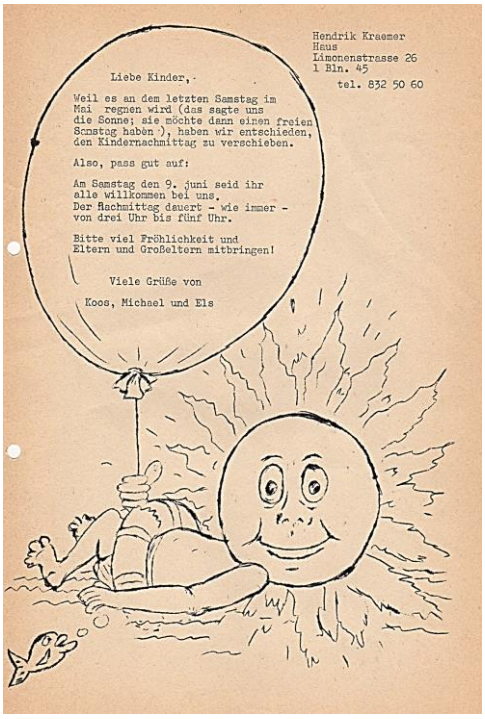
In Ostberlin traf sich die Gemeinde an jedem 2. und 4. Sonntag in der Erlöserkirche am Nöldnerplatz. Früher war sie wohl auch an anderen Orten zu Gast gewesen, aber die Zeit in der Erlösergemeinde war die längste, sogar noch einige Jahre nach der Wende. Wir trafen uns nicht in der großen Backsteinkirche, sondern im Gemeindehaus, wo sich die sogenannte „Winterkirche“ und der Gemeinderaum befanden. Es war ein schöner Raum, für die Gemeinde genau richtig. Im hinteren Teil befand sich eine helle Glasfensterfront, eine Art Wintergarten, wo die Kaffeetische standen. Es fanden sich zum Gottesdienst in meiner Zeit im Schnitt 30 bis 40 Leute ein. Darunter fast der gesamte „Bejahrtenkreis“. Einige Frauen wurden dafür mit einem Auto abgeholt. Meistens kamen ein paar Leute aus dem Ulmenhof (ein Heim für Menschen mit Behinderung) dazu. Der aktive Kreis war immer präsent und auch einige regelmäßige GottesdienstbesucherInnen. Das Kraemer Haus traf aus Westberlin mit einer Hand

voll Leuten ein und mit dem obligatorischen Kaffee. Wegen der Grenze leider nicht immer pünktlich. Auch die Pastorin selbst war nicht immer pünktlich, aber die Basisgemeinde konnte notfalls auch alles ohne sie meistern.

Wir saßen im Kreis. Die Auswahl der Bibeltexte orientierte sich nicht nach der Perikopenreihe (wovon ich damals natürlich noch überhaupt keine Ahnung hatte), sondern es wurde ein Bibelbuch ausgewählt, das in den darauf folgenden Gottesdiensten durchgearbeitet wurde. Dabei wurden alle Texte gelesen, auch die sperrigen, grausamen und rachgierigen. Nach der Predigt gab es im Gottesdienst selbst ein reges Gespräch über das Gesagte. Weil sich immer einige Theologen in der Runde befanden, war das Gespräch recht anspruchsvoll, was aber die anderen Leute - darunter die Seniorinnen und sogar die Ulmenhofer - nicht davon abhielt, sich einzubringen. So wurde es lebendig. Natürlich zog dies den Gottesdienst mächtig in die Länge, aber das störte die Wenigsten.

Der Gottesdienst war auch so nicht langweilig, denn es gab dort eine schöne, eine einmalige Tradition: Zwischen der Lesung und der Predigt für Erwachsene wurde eine Kinderpredigt gelesen. Die Theologen, die an der Reihe waren (ich denke zum Beispiel an Andreas, Dick, Wessel, Gerard, später Giselher), machten sich große Mühe, sich eine schöne Geschichte auszudenken, in der sie schon mal einen Teil der Auslegung „verpackten“. Die Geschichten waren oft humorvoll und unterhaltsam und waren auch deswegen im Stande, die Menschen (und nicht nur die Kinder) bei ihrem Erfahrungshintergrund und Wissensstand abzuholen. Als in späteren Jahren kaum noch Kinder im Gottesdienst auftauchten, blieb diese Tradition jahrelang (sogar nach der Wende) bestehen. Die Erwachsenen (vor allem die ältere Generation) wollten einfach nicht auf diese Geschichten verzichten, womit – so glaube ich – deutlich wird, dass „das Kind“ in einem Menschen immer lebendig bleibt und Impulse braucht. Ein paar Mal schrieb sogar ich eine Geschichte und wählte einmal als Hauptperson Pipi Langstrumpf (die - nun ja, weiß Gott – nicht so viel Berührung mit der biblischen Geschichte hatte...)

Manchmal machten wir im Gottesdienst kleine Theaterstücke. Einmal war ich Jona, der so verschlafen war, dass er die Stimme Gottes überhörte. Erst die Klingel einer Weckuhr konnte ihn aufwecken. Ein anderes Mal bauten wir mit den Kindern eine Arche Noah im Garten der Erlösergemeinde. Als die Arche fertig war, kam prompt ein großer Regenschauer.


Hendrik Kraemer
Haus
Limonenstrasse 26
1 Bln. 45
tel. 832 50 60

Liebe Kinder,

Weil es an dem letzten Samstag im Mai regnen wird (das sagte uns die Sonne; sie möchte dann einen freien Samstag haben), haben wir entschieden, den Kindernachmittag zu verschieben.

Also, pass gut auf:

Am Samstag den 9. juni seid ihr alle willkommen bei uns.
Der Nachmittag dauert - wie immer - von drei Uhr bis fünf Uhr.

Bitte viel Fröhlichkeit und Eltern und Großeltern mitbringen!

Viele Grüße von

Koos, Michael und Els

Die Kinder

Im Büro des Hendrik-Kraemer-Hauses befand sich eine sogenannte „Nudelmaschine“, die nicht für die Herstellung von Teigwaren, sondern für die Vervielfältigung von Drucksachen benötigt wurde. Dieses Verfahren war damals überall verbreitet, weil es noch keine Kopiergeräte gab. Ich kannte die Technik aus meiner früheren Hochschule und meiner letzten Arbeitsstelle. Man schrieb die Texte mit der Schreibmaschine auf spezielle Druckvorlagen (Matrizen) und dann konnte man

diese in der benötigten Menge „abnudeln“. Die Pendelstange wurde dabei mit der Hand betätigt, was in der Regel Henk erledigte. Die Weihnachtsbriefe wurden so erstellt und auch alle Einladungen und Protokolle. Wollte man zu dem Text Verzierungen anbringen, dann gab es dafür eine Pinne aus Metall, mit der man eingravieren konnte. Das Resultat wollte nicht wirklich überzeugen, aber ich hatte mir durch Übung eine gewisse Geschicklichkeit erworben.

Wenn ich die Einladungen für die Kindernachmittage machte, dann durfte natürlich eine Zeichnung nicht fehlen. Also malte ich immer eine lustige Zeichnung auf die Einladungsmatrize. Davon habe ich Dutzende hergestellt, die heute noch darüber erzählen, was wir uns alles für die Kinder ausdachten. Einmal im Monat, an einem Samstagnachmittag, wurden die Kinder eingeladen und dabei orientierten wir uns natürlich an den Jahreszeiten: Wir organisierten Spiele im Garten („Bitte „sonnige“ Laune mitbringen!“ oder „Bitte viel Fröhlichkeit und Eltern und Großeltern mitbringen!“ und „Wer noch nicht laufen kann, sollte einen Kinderwagen mitbringen!“). Wir bastelten einen Herbsttisch oder eine Laubhütte, wir gingen mit Laternen durch die Straße oder backten Nikolaus Gebäck. In der Faschingszeit durften die Kinder als Seeräuber, Drachen, Stecknadeln, Fußballspieler oder Schlangen kommen. Wir hatten viele Ideen, aber für die Kinder war das große Haus mit dem Garten an sich die größte Attraktion. Es lud ein zum Entdecken: die verschiedenen Treppen und Flure, die Ecken und Räume. Bei gut besuchten Nachmittagen waren die Kinder nicht zu bremsen und wir waren am Ende froh, wenn es Zeit war, nach Hause zu gehen. Bé fand alles toll! Wir durften es sehr bunt machen. Sie wünschte sich immer, dass dieses offene, ökumenische Haus immer wieder mit Kinderstimmen gefüllt sei – man könnte auch sagen: Sie bestand darauf – aber sie verhielt sich dem gegenüber wie beim Kaffeekochen: Sie delegierte es galant in ihrer luftigen Art und Weise. Angesichts der Tatsache, dass sie schon meistens die Achse war, um die sich alles drehte, war diese Haltung durchaus vernünftig.

Niederländische Ökumenische Gemeinde in der DDR
per adr. Ida Kuse
1035 BERLIN
Mainzerstr. 19
tel. 589 27 17

nov. '78

LIEBE KINDER UND ELTERN,

Am Samstag den 2. Dezember findet wieder ein Familiennachmittag statt in der Andreas Gemeinde (gegenüber Ostbahnhof - Stralsuerplatz 32).
Ihr weisst ja alle, daß der 'Sinterklaas' (oder einfach Niklaus) am 6. Dezember Geburtstag hat. Wir wollen das natürlich feiern.
Ob er selbst auch noch vorbeikommt...?
Wir fangen dieses Mal um 15.30 Uhr an.

Viele Grüße von
Inge, Andreas, Otti
und von den Anderen

Wir waren das Team: Henk und ich, oder Johanna und ich, später kam Michael und brachte seinen Freund Gerd mit. Eine Saison über half Ursula – eine Mutter aus der Nachbarschaft – oder auch Henny.

Die Kinder im Westen wurden rekrutiert aus der holländischen Adressenkartei, aber auch aus der Kartei des Freitagabendkreises, denn unter den ehemaligen

Studenten befanden sich inzwischen einige junge Eltern. Diese Eltern, die ihre Kinder begleiteten, durften derweil Kaffee trinken und sich unterhalten, und wenn Bé zu Hause war, setzte sie sich auch gern dazu.

Die Kindernachmittage, die – etwas sporadischer – in Ostberlin stattfanden, waren anders. Anfänglich ging die Initiative von uns aus, aber nachdem die Eltern miteinander in Kontakt getreten waren, organisierten sie selbst einige erfolgreiche Nachmittage, und wir übernahmen dann Aufgaben, die sie uns zuteilten. Wie oben beschrieben, fand ein Teil der Kinderarbeit auch während der Gottesdienste statt. Aber wir organisierten selbst ein Faschingsfest und auch das einmalige Sinterklaasfest - von dem noch lange danach geredet wurde. Ich habe darüber schon in einem meiner Briefe geschrieben.

Asymmetrie der Zeiten

Der Weg ostwärts über die Grenze löste nostalgische Gefühle aus, die gewöhnlich über die Sinne transportiert wurden. Kaum hatte man gerochen, schon füllte sich die Nase mit den Düften der 50-er und Anfang der 60-er Jahre. Wie ich schon sagte: Das konnte ein Schornstein sein oder ein Linienbus oder ein Treppenhausflur. Die Poliklinik roch wie das Fürsorgebüro meiner Kindheit. Die elektrischen Oberleitungen, die Geräusche im Telefon, die rotbraun gestrichenen Fußböden oder das altmodische PVC, die Möbel und Tapeten, das graue Schreibpapier und die Hefte für Kinder im Zweifarbendruck. Das alles erinnerte mich sehr an meine Kindheit. Ich fand auch die spärliche Beleuchtung anheimelnd, ganz anders als in Westberlin, wo die Nacht massiv verdrängt wurde.
Bei all diesen Eindrücken wäre es aber falsch zu behaupten, die DDR sei in der Zeit stehen geblieben. Die Zeit war genauso fortgeschritten, aber das Gesellschaftssystem setzte andere Akzente. Die osteuropäischen Staaten, die sich gegenseitig beeinflussten, brachten einen anderen Zeitgeist hervor.

Auch wenn wir alle in der zweiten Hälfte der 70-er Jahre lebten, gab es also eine Art Asymmetrie im Zeitgeist. Die Atmosphäre der 50-er Jahre täuschte, denn es gab im Osten nicht das dazu passende Familienbild mit der traditionellen Rollenverteilung aus jener Zeit. In Ostberlin waren alle Frauen berufstätig, egal ob sie als Singles, in Partnerschaft oder getrennt lebten, mit Kindern oder ohne Kinder. Seit der Gründung der Republik war die Gleichstellung der Geschlechter im Gesetz verankert, musste hier und dort noch nachgebessert werden, aber sie hatte schon weitgehend das Bewusstsein verändert. Die Abtreibung war erlaubt, die Pille gratis. Frauen bekamen die gleiche Schulbildung und die gleichen Chancen im Beruf. Sie wurden Mathematiker oder Ingenieure, sie waren genauso gescheit und selbstbewusst wie die Männer. Ihre ökonomische Basis war der der Männer angeglichen, sodass eine Scheidung kein Armutsrisiko bedeutete. Die Vormachtstellung der institutionellen Kirchen war weggefallen, sodass viele sexuelle Tabus - ganz ohne Zutun der Hippie-Kultur - durchbrochen waren.

In dieser Zeit, Ende der 70-er Jahre, machten sich im Westen die Frauen auf, um für ihre Rechte und für gleiche Chancen zu kämpfen, die es im Osten - laut Gesetz - schon seit 25 Jahren gab. Während sie mühsam gegen den patriarchalischen Strom schwammen, wurden sie von ihrer Gesellschaft noch als verrückte Emanzen beschimpft.

Im Westen wurde die nordamerikanische Kultur zur Leitkultur, in Holland möglicherweise noch stärker als in Westdeutschland, zumindest fand dort die Übertragung sämtlicher Lebensinhalte in einem schnelleren Tempo statt.

Die Kultur erreichte uns nicht nur über die Hollywood- und Fernsehfilme, aber diese waren schon sehr prägend. Sie vermittelten Werte wie zum Beispiel: „Das Leben ist käuflich“, „Jugendliche Schönheit und Reichtum sind die Idealwerte des Lebens“, „Das Individuum ist frei und ungebunden“, „Der Mensch ist für seinen Erfolg im Leben selbst verantwortlich“ und „Die einzige wichtige Lebens-Gemeinschaft ist die Klein-Familie“.

Das kollektive Denken wurde im Westen zurückgedrängt, die individuelle Entfaltung geriet in den Vordergrund. Das „Wir-Gefühl“, das im Osten betont wurde, machte im Westen Platz für das „Ich-Gefühl“.

Aber diese Akzentverschiebung ging auch in die Tiefe und brachte im Westen viele neue psychologische Erkenntnisse mit sich. Diese waren eine wichtige Bereicherung und von unschätzbarem Wert für Pädagogik und Erziehung, für den Umgang mit psychisch Kranken und für das Nachdenken über das menschliche Verhalten im Allgemeinen.

Diese Einsichten erreichten den Osten viel weniger, sodass auch dadurch eine Asymmetrie entstand.

So schaute man sich gegenseitig mit großem Unverständnis über die Grenze hinweg an. Die eine Seite verstand nicht, wie man ein krankes Kind einfach an der Pforte eines Krankenhauses abgeben konnte, um es wochenlang an das „Kollektiv“ auszuliefern. Man kannte dort kein „Rooming-in“ und die Besuchszeiten wurden auf bestimmte Stunden beschränkt.

Die andere Seite verstand nicht, wie man einen Jugendlichen aus dem sozialen Netzwerk fallen lassen konnte - ihn nur seinem „Ich“ überlassend – sodass er am Bahnhof Zoo landete und an der Drogensucht krepierte.

Die schon erwähnte 68-er Bewegung zog wie ein frischer Wind über die USA und Westeuropa. Sie vertrieb die abgestandene Luft aus den Räumen, wirbelte den Staub aus den Ecken. Dabei klapperten die Türen und öffneten sich, auch da wo stand „Zutritt verboten“, und manche trüben Scheiben, die eine klare Sicht auf die Welt verschleierten, gingen einfach zu Bruch. Sie wehte auch in unser Klassenzimmer der Oberschule und veränderte unser Lebensgefühl und Bewusstsein. Wir wollten ab diesem Zeitpunkt nur noch hinterfragen, mitreden und mitgestalten. Ich erinnere mich, wie ein neues Wort die Runde machte: „Diskussion“. Bis dahin hatte es Frontalunterricht gegeben und der Lehrer hielt seine Vorträge, die wir mitschreiben sollten, um sie zu Hause auswendig zu lernen. Jetzt drängten wir die Lehrer dazu, dass wir in der Klasse zusammen über die Themen des Unterrichts redeten und diskutierten. Das war etwas völlig Neues. Bald darauf wählten wir das erste Schulparlament.

Dieser neue Wind wehte zwar über Grenzen hinweg und erreichte wohl auch die Nischen in Ostdeutschland, aber konnte dort im Allgemeinen nicht so viel bewegen, da die Riegel zu fest saßen.

Auch das hatte diese Asymmetrie zur Folge und schaffte auf beiden Seiten noch mehr Unverständnis.

Im Westen vergaß man sehr schnell, dass man die herrschenden Leitsätze und Doktrinen gestern noch unversehens übernommen hatte und immer nur „ja und amen“ gesagt hatte. Jetzt erwartete man von den DDR-Bürgern sofort ein hohes Maß an unangepasstem Verhalten, was diese einfach (noch) nicht leisten konnten. Im Westen glaubte man, dass die einzige angemessene Partizipation in diesem System die eines Dissidenten war. Nur die Leute, die mit dem Kopf durch die Wand gingen, gegebenenfalls mit einigen Jahren Bautzen auf dem Buckel oder zumindest mit einem laufenden Antrag auf Ausreise, waren in ihren Augen glaubwürdig. Natürlich haben diese Menschen durch harte Strafen viel Leid auf sich genommen, aber war es der einzige ehrenvolle Weg?

Die Annahme, dass es in der DDR keine Mitbestimmung gab und dass nicht diskutiert wurde, war nicht ganz richtig. Von den 17 Millionen Bürgern partizipierte ein sehr großer Teil in irgendeiner Form am gesellschaftlichen Leben, sei es in den Betrieben, Kommissionen, Elternpartizipationsstrukturen, Gewerkschaften, Frauen- und Jugendorganisationen, bei Gerichtsverfahren etc. Klar war diese Mitbestimmung nicht ganz frei und oft auch nicht freiwillig, aber immerhin gab es zahlreiche Entscheidungsvorgänge, die in einem kollektiven Rahmen stattfanden. Eigentlich war die gesellschaftliche Partizipation ein hohes Anliegen, wenn man mal von der ideologischen Doktrin absieht. Und eine Voraussetzung dafür versuchte man flächendeckend zu schaffen: eine weitgehende Angleichung des Bildungsstands, damit auch jede Person genug „Werkzeug“ bekam, um mitzureden und mitzugestalten.

Natürlich konnte der Westen mit dem Demokratieverständnis in der Deutschen Demokratischen Republik nichts anfangen. Wie sollte es Demokratie geben, wenn es nur eine Partei (müsste eigentlich heißen: fünf „zugelassene“ Parteien) und keine Pressefreiheit gab? Der Osten verstand den Westen nicht: Was nützte denn diese Wahlfreiheit, wenn am Ende doch die Eigentümer der Konzerne (mit ihrer Geldmacht) die Fäden zogen und über berufliche Existenzen und damit auch über Lebensschicksale bestimmen konnten?

Ost-West Dialog

Wäre es nicht interessant gewesen, wenn beide Gesellschaften ganz ideologie- und wertfrei miteinander in Dialog getreten wären? Hätte man nicht viel voneinander lernen können? Der Kalte Krieg, die Propagandamühlen auf beiden Seiten, verhinderten dieses „Voneinander Lernen“.

Aber die 70-er Jahre waren in der 40-jährigen DDR-Geschichte vielleicht die besten Jahre auf diesem Gebiet. Durch die Entspannungspolitik gab es doch mehr Spielraum für solche Ansätze. Ich bekam diese Gesprächsbereitschaft und diese Neugier aufeinander öfter hautnah mit. Auch wenn ich in den Jahren selbst noch unerfahren war, ich spürte doch, wenn eine vorurteilsfreie Offenheit vorhanden war.

Und die Niederländische Ökumenische Gemeinde schrieb das Wort „Dialog“ sehr groß. Der Namensgeber des Hauses, Hendrik Kraemer, der für Bé ein Vorbild gewesen war, hatte in seiner missionarischen Tätigkeit diesen partnerschaftlichen Dialog zentral gestellt, womit er sich gegen die Praxis einer missionarischen Bevormundung kritisch absetzte.

Genauso verhielt sich das Kraemer-Haus dem Osten gegenüber. Der Dialog mit Atheisten und mit dem Marxismus war in seinem Ökumene Verständnis nicht tabu.

Die Christliche Friedenskonferenz war deswegen so interessant, weil dort Menschen aus allen Teilen der Welt, aus West- und Osteuropa, aus Kuba, aus Nord- und Südamerika, aus Kolonialstaaten und aus blockfreien Staaten zusammentrafen. Der Nord-Süd-Dialog stellte den schwierigen und ideologisch belasteten Dialog zwischen Ost und West in ein ganz anderes Licht. Plötzlich taten sich in den Diskussionen neue Dimensionen und Perspektiven auf.

Die Niederländische Ökumenische Gemeinde organisierte den Dialog zwischen Ost und West auch gezielt auf ihre Art in kleinen konkreten Projekten. So trafen sich einmal im Jahr sozialpädagogische Fachkräfte aus Holland und aus der DDR, die in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung tätig waren, um sich miteinander auszutauschen. Die Niederländer berichteten über ihre interessanten Erfahrungen mit der musikalischen therapeutischen Arbeit. Die DDR-Experten zeigten, dass es für das Selbstwertgefühl von Menschen mit Behinderungen wichtig ist, dass sie eine gesellschaftliche Aufgabe bekommen, eine „angemessene“ Arbeit und eine Verantwortung, auf die sie selbst stolz sein können.

Durch die Gottesdienstbesucher aus dem Ulmenhof lernte ich ja einige Menschen mit einer geistigen Behinderung aus Ostberlin kennen. Und dann war da natürlich noch „unsere“ Miriam (Fink), ein selbstbewusstes Mädchen mit einer geistigen Behinderung, die später im Erwachsenenalter aktives Gemeindemitglied wurde, unser leuchtendes Vorbild von einer gelungenen Integration, eine Expertin aus erster Hand!

Einmal habe ich selbst ein Seminar mitgestaltet und zwar eins, wo Menschen aus Holland und aus der DDR, die im sozialen und Gesundheitssektor tätig waren, zusammen kamen. Die Details darüber habe ich leider vergessen. Ich weiß nur, dass es in dem Ort Ferch bei Potsdam stattfand und dass ich die Gespräche sehr spannend und belebend fand.

Immer wenn die Parteien des Dialogs nicht zu stark auf sich selbst bezogen waren, sondern sich anderen Themen widmeten, die größer waren, gelang es besser. So war das bei der Problematik der „Dritten“ Welt oder auch bei der Auseinandersetzung mit dem Holocaust. Jedes Jahr organisierte die Ostgemeinde in Zusammenarbeit mit dem Hendrik Kraemer Haus ein internationales Aufbaulager mit Jugendlichen aus der DDR und aus den Niederlanden, später aus West- und Osteuropa. Vierzehn Tage lang arbeiteten sie gemeinsam auf dem jüdischen Friedhof in Weißensee. Die kleine jüdische Gemeinde von Ostberlin hatte nämlich zu wenige Leute, um die Gräber zu säubern. Das Begleitprogramm beschäftigte sich mit der Geschichte des Holocaust. Zeitzeugen berichteten über ihre Erfahrungen im Widerstand und/oder auch im Konzentrationslager. Die wichtigsten Zeitzeugen in Ostberlin waren die KZ-Überlebende und jüdische Sängerin Lin Jaldati und ihr Mann Eberhard Rebling, mit denen Bé und die Gemeinde eine persönliche Freundschaft pflegten.

Dieses wertvolle Jugendaustausch-Projekt, das später den Namen Lotte Holzer Camp trug, benannt nach einer jüdischen W
iderstandskämpferin, hat über die Wendezeit hinaus überlebt.

Einmal im Jahr wurde das sogenannte Himmelfahrtstreffen in Holland organisiert in der Lutherischen Gemeinde in Zeist. Dort trafen sich die Freunde und Spender des Hendrik-Kraemer-Hauses. Bé fuhr immer mit einer kleinen Delegation aus dem Haus hin. In meiner Zeit als Roter Engel bin ich auch einmal mitgefahren. Wie schon erwähnt, konnten für diesen Zweck meistens einige Leute aus der Ostgemeinde ausreisen und über ihre Erfahrungen berichten.

Der Ost-West-Dialog fand also auch an anderen Orten statt, soweit das möglich und erlaubt war.

Eine kleine ökumenische Reise

In regelmäßigen Abständen flog Bé - die Friedensbotschafterin und Frau der Ökumene - hinaus in die Welt. Sie besuchte Vollversammlungen, Tagungen oder unzählige Male Projekte und Einzelpersonen. Es gibt, so glaube ich, keinen Kontinent in der Welt, auf den Bé im Laufe ihres aktiven Lebens nicht ihre Füße gestellt hat. Und überall dort, wo sie hinkam, hat sie vermutlich einen leichten Fußabdruck hinterlassen, weil das nun mal ihre Art war aufzutreten: leicht, locker und charmant und dabei einprägsam originell. Sie weckte damit sofort Sympathie bei ihrem Gegenüber, was natürlich der beste Grundstein für die ökumenische Begegnung und für den weiteren Dialog war. Die Menschen erinnerten sich gern an ihre aufgeschlossene Art. Einige von ihnen standen irgendwann - vielleicht erst Jahre später - vor der Haustür in der Limonenstraße.

Umgekehrt erinnerte sich Bé an die Menschen in den fernen Ländern. Sie hatte ein exzellentes Namensgedächtnis, ihre Kartei half ihr dabei. Und wenn sie mal wieder

einen Kontinent besuchte, dann hatte sie genug Adressen in der Tasche, um Hotelbesuche auf ein Minimum zu beschränken.

Für Bé waren die warmherzigen, freundschaftlichen Begegnungen und die Gespräche an sich schon von unschätzbarem Wert, sozusagen die ersten Bausteine für eine gelungene Ökumene, wenngleich die Verständigung über Inhalte, gemeinsame Zielsetzungen und Kooperation natürlich erst noch folgen sollte. In diesem zweiten Schritt ihres ökumenischen Auftrags konnte Bé durchaus kantiger und kompromissloser erscheinen, denn da waren ihre politische Meinung und Überzeugungskraft gefragt.

Ökumene muss gelernt sein. Man sollte früh damit anfangen, so lautete ihre Devise. Also regte sie junge Menschen zur internationalen Begegnung an. Sie freute sich aufrecht, wenn auch die Roten Engel in die Welt hinaus flogen. Und sie war bezüglich dieses Anliegens sehr großzügig, finanziell gesehen, aber auch in Bezug auf die Freistellung ihrer Mitarbeiter(-innen).

Als Andreas im Januar 1977 eine ökumenische Reise nach Polen plante, meinte Bé, ich solle doch mitfahren und ihn zu den geplanten Begegnungen begleiten. Das war für mich eine wunderbare Chance, Polen kennenzulernen. Wie bei der Pragreise fühlte ich mich sehr unerfahren und konnte meinen eigenen Beitrag zur Ökumene noch kaum erkennen.

Andreas hatte aber schon viele Fragen in seinem Gepäck, sodass er in der Regel die Gespräche führte und sie auch inhaltlich bereicherte. Für mich trug die Auswertung solcher Gespräche, die wir dann anschließend miteinander führten, ganz viel zu meiner Bildung bei.

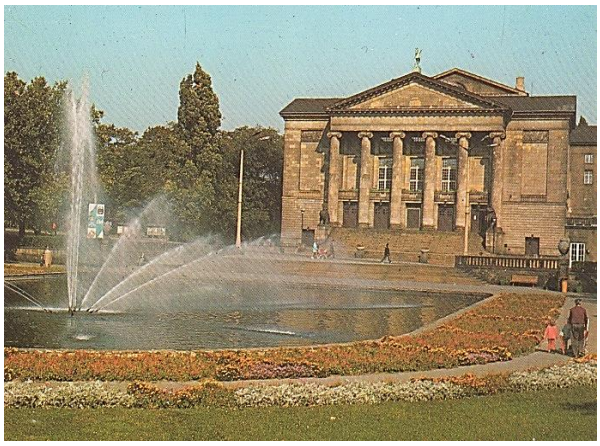
Es war gut, dass ich Bekanntschaft machte mit einem weiteren sozialistischen Land, das so ganz anders geprägt war als die DDR. Das hatte sehr viel mit seiner Geschichte und Kultur zu tun. Ich war zwar nicht in der Lage, darüber große Analysen anzustellen; ich bekam am Anfang nur die Atmosphäre mit. Im Gegensatz zu Deutschland, wo ich manchmal den Eindruck hatte, dass die Leute sich selbst und ihr Land nicht besonders mochten, spürte ich in Polen eine viel größere Unbefangenheit in Bezug auf ihre eigene polnische Identität.

Andreas hatte selbst Adressen bekommen, hauptsächlich von kirchlichen Institutionen, dazu eine Privatadresse in Warschau.

Auch Bé brachte ihre Kontakte ein. Vor nicht so langer Zeit hatte sie zwei polnischen Studentinnen aus Poznan in ihrem Wohnsitz in Velp (NL) einen kleinen Job gegeben, um ihnen einen längeren Aufenthalt in den Niederlanden zu ermöglichen. Diese Begebenheit zeigte schon den ersten großen Unterschied, den es damals zwischen Polen und der DDR gab. Die Menschen konnten auf eine Einladung hin ein Visum für das westliche Ausland bekommen, wenn die Gastgeber die finanzielle Bürgschaft für ihren Aufenthalt übernahmen. Die jungen Polen und Polinnen machten davon nach Herzenslust Gebrauch, und man traf sie überall in Europa an.

Also bekamen wir über Bé die Adresse von Gòska und Wiesia in Poznan und machten dort unsere erste Station. Weil wir die Adresse sehr spät bekommen hatten, standen wir unangemeldet vor ihrer Tür. Dabei hatten wir nicht mehr als eine erste Kontaktauf-

nahme beabsichtigt. Wir wollten, wenn möglich, für den nächsten Tag ein Treffen vereinbaren und baten sie nur um eine Hoteladresse in der Nähe. Die letzte Frage stellte sich als unschicklich heraus. Wir wussten da noch nicht, dass die Gastfreundschaft in Polen eine Ehrensache ist. Die Studentinnen, die ein Zimmer und eine kleine Küche in einem Haus eines Professorenehepaares gemietet hatten, kamen zu einem schnellen Entschluss. Für Andreas wurde ein Schlafplatz in der Küche geschaffen. Wiesia und Gòska teilten sich eins ihrer schmalen Betten im Zimmer und ich durfte im anderen Bett schlafen. So großzügig ist die polnische Gastfreundschaft!



Das zeigte sich auch im weiteren Verlauf unseres Besuches. Es war für uns unmöglich, unsere umgetauschten polnischen Zlotys einzusetzen, so sehr bestanden sie auf ihrer Gastgeberrolle. Am Ende einigten Andreas und ich uns darauf, die beiden Mädchen und eine Freundin zu einer Ballettaufführung einzuladen. Wir bekamen aber leider bei der Kasse auch diesmal nicht die Chance, uns zu revanchieren. Maria, die Freundin, klärte uns auf: „Wenn unsere Eltern wüssten, dass wir unsere Gäste bezahlen ließen, würden sie uns nie verzeihen."

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, ob wir vor unserer Abreise unsere überschüssigen Zlotys irgendwo in ihrer Wohnung versteckt haben.

Am 17.2.1977 schrieb ich in Briefen über meine Polenreise nach Hause*: „Die Polenfahrt war in vielerlei Hinsicht eine gute Reise. Wir hatten auch viel Glück und haben mit fast allen Leuten und Instanzen gesprochen, so wie wir es vorgehabt hatten. In Warschau haben wir zuerst das Ehepaar besucht, das Andreas schon vorher kannte. Sie war Übersetzerin und Autorin und er war Atomphysiker. Es waren ganz normale Leute, sehr nett. Sie wohnten – wie es in sozialistischen Ländern üblich ist – in einer sehr einfachen Wohnung. Diese war für sie eigentlich zu klein und bekam auch zu viel Lärm ab, sodass sie eigentlich schon hofften, bald umziehen zu können. Sie haben uns Schlafplätze und auch ein paar Kontakte besorgt. Außerdem haben sie uns einen Teil der Stadt gezeigt. Sie hatten ein Buch dabei über die Vernichtung Warschaus. So konnten wir an einigen Stellen im Buch sehen, wie es dort 1945 aussah. Wir haben darüber auch einen Dokumentarfilm gesehen, der war sehr eindrucksvoll (immer wieder fällt auf, wie gründlich die deutsche Besatzungsmacht vorgegangen ist, auch beim Filmen und Fotografieren). Mit diesem Wissen im Hintergrund war es ebenso eindrucksvoll, die Altstadt anzuschauen. Denn die Antwort der Polen auf die totale Vernichtung war der totale Wiederaufbau, detailgetreu im mittelalterlichen Stil der Innenstadt. (...)*

Die Polen werden manchmal die „Franzosen des Ostens" genannt. Bemerkenswert ist schon der Unterschied zur "preußischen" DDR. Sie wirken lebendiger und kreativer, ein bisschen französisch, ein bisschen englisch (...)

Wenn ich ehrlich bin: Polen hat mehr Farbe, mehr Fantasie. Die Menschen sind flexibler, nicht so schwermütig. Die Polen sind nicht freier, weil sie zum Beispiel reisen können oder mehr publizieren können, sondern weil sie innerlich freier sind (...)

In Poznan haben wir bei zwei Mädchen übernachtet, die bei Bé in Velp gewesen sind. Sie sind in meinem Alter. Sie sind katholisch und wir haben mit ihnen das Dominikanerkloster besucht, in dem sich eine Studentenkirche befand. (...) Ich habe gemerkt, dass man in Polen kaum Erfahrung hat mit der nicht-kirchlichen Tradition. Natürlich kennt man dort Atheisten, Leute die aus bestimmten Gründen aus der Kirche ausgestiegen sind, aber noch weniger als in Deutschland kennt man solche aus der zweiten Generation, so wie ich. Die erste Generation wurde nämlich noch kirchlich erzogen und kennt die Tradition von innen. Ich kam in Polen manchmal in eine schwierige Lage, als man mich nach meinem Glauben fragte. Wenn ich mich in so einem Fall etwas unklar äußerte, sagte man: „Aber du bist doch Christin?" In Polen hatte ich nicht den Mut zu sagen, dass ich das nicht bin. Ich hätte dann so viel erklären müssen, sonst hätte man mich automatisch in eine dogmatische atheistische Schublade gesteckt. Von einer säkularen ethischen Gruppierung wie wir sie kennen, nämlich dem „humanistischen Verband", der in Holland gleichwertig neben den Religionen existiert, hat man dort natürlich noch nie etwas gehört."

Ja, Bé machte für das ökumenische Lernen ihrer jungen Schützlinge viel möglich. Im September 1977 bekam ich Gelegenheit, mit einer Studentengruppe der Pädagogischen Fachhochschule (wo Tom Day Studentenpfarrer war), zu einer Studententagung nach Dublin zu fahren. Auch eine Übernachtungsadresse für den Zwischenstopp in London wurde für mich geregelt. Ich war Gast bei der Familie eines niederländischen Auslandspfarrers. Den Abend verbrachte ich in seiner Gemeinde, wo sich eine Runde von Au-pair-Mädchen traf.

Momentaufnahme im Hendrik-Kraemer-Haus (7)

Am 17.2.1977 schrieb ich meiner Freundin Emmy: *„Das Kraemer-Haus ist wieder zur Normalität zurückgekehrt und das heißt, dass hier wieder viel los ist. In dieser Woche wird das 25-jährige Jubiläum der Evangelischen Akademie (West) gefeiert. Jeden Tag gibt es Programm, sei es in Wannsee, sei es im Haus der Kirche. Parallel zu diesen Feierlichkeiten wird die Kirchenleitung entscheiden, ob die Anstellung von Günther Berndt (Leiter der Ev. Akademie) verlängert werden kann. Die Kirchenleitung hat schon verlauten lassen, dass sechs Jahre für eine solche Funktion ausreichend sind und dass es Zeit ist für neue Impulse. Man behauptet, dies sei aber nicht gegen seine Person gerichtet. Nun hängen Person und Arbeitsschwerpunkte in diesem Fall sehr eng zusammen. Wichtig sind die Polen-Arbeit und der jüdisch-christliche Dialog. Für uns hier im Haus ist es klar, dass es hier um eine politische Entscheidung geht. Eigentlich würden sie auch gern Peter Heilmann entlassen, aber er hat eine feste Anstellung und ist kein Pfarrer. Das Kraemer-Haus und KIV (Kirche in der Verantwortung) vor allem in der Person von Bé und Claus haben eine große Solidaritätsveranstaltung organisiert, die gestern Abend im Haus der Kirche stattfand. Es kamen viele Leute. Ich war nicht dabei, denn ich war Roter Engel. Ich werde aber möglichst viele Veranstaltungen des Jubiläumsprogramms besuchen. Am Dienstag sprach der neue Bischof Kruse über Bildungsarbeit in der Kirche. Er ist leider ein Rückschritt, wenn man ihn mit seinem Vorgänger, Bischof Scharf, vergleicht. Er fügt sich meistens der Meinung der Kirchenleitung.*

Die Krise, in der die Evangelische Akademie sich befindet, tritt immer wieder in den Vordergrund. Wir wissen noch nicht, wie es ausgehen wird. Gleichzeitig gibt es Konflikte in der Evangelischen Fachhochschule. Die Studenten haben vor einigen Wochen einen Hungerstreik durchgeführt. Sie wollten den Rektor loswerden, den die Kirchenleitung behalten möchte und zwar mit den im Fall Günther Berndt genau entgegengesetzten Argumenten. Natürlich drehen sich beide Konflikte um die gleiche politische Frage.

(...) Ich muss gleich die Formulare ausfüllen für die traditionelle Fahrt nach Leipzig. Wir werden diesmal in zwei Gruppen fahren. Jacob, Andreas und ich mit Stephan (einem Jungen, der hier ein paar Monate mitarbeitet) fahren auf Einladung hin nach Halle, Thüringen und Leipzig (deswegen die Formulare). Die zweite Gruppe mit Bé, Henk und vielleicht Friedrich (unser neuer deutscher Vikar) und Uli (vielleicht) fahren mit dem Messe-Visum nach Leipzig, Dresden und Karl Marx Stadt. Am 20. März treffen wir uns dann alle in Leipzig.

Morgen früh findet wieder unser inhaltliches Freitagmorgen-Frühstücks-Pow-Wow statt, und wir werden diesmal über die Hausbesuche sprechen. Ich habe diesen Punkt eingebracht und werde sehen, was sich aus diesem Gespräch ergeben wird. So wie es bei dir war im letzten Jahr, ist diese Aufgabe kein gut integrierter Teil der Arbeit. Ich muss dieses Gespräch noch ein wenig vorbereiten und einige Fragen formulieren. Es ist und bleibt eine schwierige Sache. Welche Menschen wann und wie oft für Hausbesuche ausgewählt werden, ist eine ziemlich willkürliche Entscheidung. Sie ergibt sich aus einer Tradition unsererseits und aus den Erwartungen der Personen andererseits. Dadurch wird der Besuch fast zu einer privaten Angelegenheit, dann komme ich als Els und nicht mehr als Vertreterin des Hendrik-Kraemer-Hauses. Als ich nach Polen fuhr, habe ich darum gebeten, dass jemand Frau Zibell besucht. Das hat dann keiner an meiner Stelle gemacht. Das wäre nicht so schlimm, wenn es einer Person gut geht, aber Frau Zibell geht es momentan gar nicht gut. Sie wurde gerade aus dem Krankenhaus entlassen. (...) Ich bin übrigens dabei zu versuchen, den Holländischen Kreis etwas stärker einzubeziehen in die sozialen Aktivitäten des Hendrik-Kraemer-Hauses.

Der Holländische Abend läuft jetzt auch ziemlich gut. Beim letzten Mal waren viele Leute gekommen. Wir haben über das Thema „Ausländerwahlrecht“ gesprochen, weil das für viele in Berlin lebende Holländer sehr wichtig ist. (...)

Am Samstag feiern wir Fasching mit den Kindern im Westen und am kommenden Dienstag mit den Bejahrten im Osten (das bereite ich zusammen mit Andreas vor, denn Bé fährt nach Holland). Am Sonntag in einer Woche: Fasching für die Kinder im Osten.

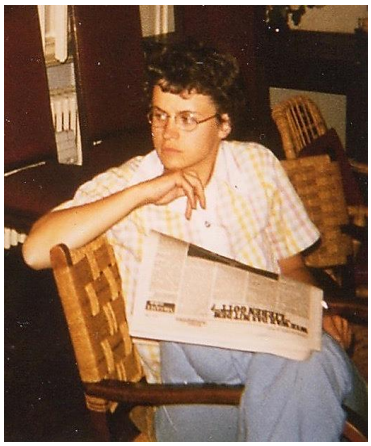
Am letzten Sonntag habe ich zusammen mit Jacob einen speziellen Gottesdienst für Kinder vorbereitet zum Thema „Zeit“: (ja, stell dir vor: ich habe einen Gottesdienst mitgestaltet!!!)

So allmählich bekomme ich nun das Gefühl, dass mein eigener Beitrag in der Arbeit größer wird...“

Personalwechsel

Im Frühling kamen zwei neue Frauen ins Team. Einmal intern: Johanna, eine Theologiestudentin aus Holland. Sie war nicht die Nachfolgerin von Jacob als Vikarin – denn dafür war schon Reinier vorgesehen – aber sie übte ähnliche Tätigkeiten aus. Sie sollte zunächst für ein paar Monate bleiben, aber ihr Aufenthalt im Haus dehnte sich über ein Jahr hinaus.

Eine externe Mitarbeiterin kam aus den Staaten: Barbara, fraternal worker, ebenfalls Theologin. Ihr Aufgabengebiet sollte vor allem in Ostdeutschland liegen, weil die Kirche, die sie entsendet hatte, es so vorgesehen hatte. Einmal mehr konnten das Kraemer-Haus und die Niederländische Ökumenische Gemeinde eine Brücke bauen für die ökumenischen Missionsbeauftragten, die ihre bestehenden Kontakte gern nutzten. Barbara war zwar nicht immer im Haus, aber dennoch konnte man merken, dass jetzt mehr Frauen in die Arbeit involviert waren. Mir waren sie willkommen. Johanna teilte jetzt einige Aufgabengebiete mit mir, wie die Hausbesuche und die Senioren- und Kinderarbeit.



Am 31.3.1977 schrieb ich an meine Freundin Mirjam: *„Morgen früh haben wir eine Arbeitsbesprechung über die Personalplanung. Jacob wird im Juni und Henk wird im Juli weggehen. Hartmut versucht auch, eine neue Wohnung zu finden, er mag das Durcheinander im Kraemer-Haus nicht. Jetzt bin ich gespannt, wie es im nächsten Jahr sein wird. Mit Barbara und Johanna komm ich gut aus. Es ist wohltuend, mal wieder mit Frauen zusammen zu arbeiten. Der Haushalt geht reibungsloser von der Hand. Es geht dabei darum, etwas mehr zu sehen als nur den Roten Engel-Job. Johanna interessiert sich auch besonders für die Frauenbewegung und hat gleich ein Frauencafé besucht. Wir wollen zur Dritt eine Gesangsgruppe gründen...“*

Momentaufnahme im Hendrik-Kraemer-Haus (8)

Im Frühling schrieb ich nach Hause (17.4.1977): *„Sonntag, ich sitze in meinem Zimmer. Das Fenster ist geöffnet und ich höre die Vögel. Wir hatten ein echtes Aprilwetter: kalt, wechselhaft, Regen, Sonne, Hagel, auch Schnee. Am ersten Ostertag habe ich den dicht beschneiten Garten fotografiert. Der gelb blühende Forsythienstrauch und die Trauerweide mit ihren zarten hellgrünen Knospen lugten in Bruchteilen aus dem Schnee hervor. Die Sonne schien. Es war märchenhaft. Tulpen und Narzissen fangen jetzt an zu blühen. (...) Die arbeitsintensive Osterzeit ist vorbei. Ich war in alle Vorbereitungen involviert, sowohl praktisch als auch inhaltlich. (...) Gottesdienste hier, Gottesdienste im Osten, für Kinder, für Erwachsene... Manchmal fühle ich mich in der Rolle als Hilfsprediger. Das wäre doch vor einigen Jahren eine unvorstellbare Sache*

gewesen, aber ich befinde mich nun mal in einer „unvorstellbaren“ (alternativen) Gemeinde. (...)“

Und am 25.4.1977: *„Mit Johanna und Jeanette (sie war anderthalb Wochen bei uns) bin ich am vergangenen Donnerstag in Ostberlin gewesen, um die Stadt weiter zu erkunden (...). Am Abend sind wir ins Theater gegangen: „Die Schlacht“ von Heiner Müller, ein Brecht-ähnliches Stück in einer sehr experimentellen Form. Es handelte sich um das Verhalten der Deutschen im zweiten Weltkrieg. Zwischendrin las man Interviews vor, die man mit Menschen in den Betrieben über dieses Stück geführt hatte. Die Kommentare machten die Problematik noch viel schärfer und aktueller. Ein Großteil der Leute fand das Theaterstück übertrieben. Ihnen fehlte die Vorstellung, was tatsächlich im Krieg geschehen ist. Der Begriff „Faschismus“ wird in der DDR viel benutzt, aber man sieht ihn als Vergangenheit an (...). Es gibt heute eine Tendenz in der Kultur, Faschismus als aktuelles Problem darzustellen, als ein Problem, das um die DDR keinen Bogen macht. Fragmente im Stück zeigten, dass zwar der Krieg zu Ende ging, aber der Faschismus überlebte. (...) Es gibt im Allgemeinen sehr gute Theatervorstellungen in Ostberlin. Einmal haben wir eine sehr gute Pantomime gesehen, wo die Tochter eines Pfarrers, der in der Ostgemeinde mitarbeitet, mitgespielt hat. Hinterher hatten wir die einmalige Gelegenheit, mit dem Regisseur zu reden. (...)“*

Der Holländische Abend

Die niederländische Umgangssprache in der Gemeindearbeit war im Laufe der Zeit weitgehend von der deutschen Sprache abgelöst worden. Das hatte pragmatische Gründe, denn die Familien der niederländischen Gemeindemitglieder, die mitgebracht wurden, sprachen größtenteils kein Niederländisch.

Dennoch sollte das Haus offen bleiben und einen Bezugspunkt anbieten für Holländer in Berlin. Diese Offenheit galt immer für alle Niederländer inklusive, ungeachtet welche Religion sie hatten, oder ob sie keine hatten.

Für die Arbeit mit den Holländern war ich zuständig. Einmal im Monat an einem Donnerstagabend fand der holländische Abend statt. Dieser wurde in meiner Anfangszeit noch gut frequentiert. In den späteren Jahren wurde das Interesse weniger. Es kamen hauptsächlich jüngere Leute bis hin zur mittleren Generation. Der Aufenthalt in Berlin war für einige von ihnen nur befristet, aber ein guter Teil war inzwischen eingebürgert und lebte oft in einer festen bi-kulturellen Beziehung.

Eine Gemeinde im Ausland zu erleben oder sich in einem Kreis von Einwanderern zu befinden ist eine besondere Erfahrung. Ich selbst fühlte mich damals noch nicht als Einwanderer (aber nein, ich war ja nur zu Besuch, ein Gast der wieder nach Hause geht...).

Für mich war es aber sehr interessant zu erfahren, wie und warum die Holländer in Berlin gelandet waren. Zufälle? Bewusste Entscheidungen? Eine junge Frau wollte unbedingt nach Berlin, hatte deshalb kurz entschlossen ihren Koffer gepackt, fuhr hin, lebte vorübergehend in einem Hotelzimmer und fand dann Arbeit und Wohnung. Sie fühlte sich pudelwohl in der ummauerten Stadt Westberlin. Sie war aber eine exotische Ausnahme. Für die meisten Leute gab es nicht diese eine bewusste Entscheidung,

sondern eine Kette von Umständen und Entscheidungen, die schließlich dazu führten, dass sie in der Stadt „hängen blieben“. So manche Biografien der älteren Generation zeigten eine tragische Entwurzelung auf. Diese brachte eine große (Sprach-)Verwirrung hervor. Wie gesagt: Die erste Generation der holländischen Zwangsarbeiter hatte sich inzwischen stark reduziert. Viele von ihnen hatten nach Jahren doch noch den Weg in die Heimat zurück gefunden. Andere waren inzwischen verstorben. Die junge Generation kam unter ganz anderen Prämissen in die Stadt, aber noch längst nicht mit der Unbefangenheit von heute. Heute ist die neue europäische Metropole „cool“ und „anziehend“. Damals war das „abgehängte“ Berlin im günstigsten Fall „interessant“. Der Schritt in diese Kultur war groß, nicht nur wegen der stundenlangen Zugfahrt. Es gab Leute, die wegen einer kurzen Beziehung in Berlin landeten; manche von ihnen bekamen ein Kind und lebten danach allein in der fremden Stadt. Sie wollten eigentlich zurück, aber schafften irgendwie den Sprung in die Heimat nicht mehr. Je länger sie diesen Schritt hinauszögerten, umso schwieriger wurde eine Rückkehr. Es waren eben doch diese typischen Emigrantenschicksale, obwohl die Holländer, die sprachlich oft flott daher kamen und sich gern kosmopolitisch gaben, sich ungern in diese Kategorie einordneten. Für alle gab es den unvermeidlichen Weg in die Ausländerbehörde in die Puttkammerstraße. Das hieß: früh aufstehen, Nummer ziehen und dann stundenlang in schlecht belüfteten Räumen, inmitten von Hunderten von Menschen anderer Nationen warten und warten. Freundlichkeit war in einer solchen Behörde ein Fremdwort. Ausländer waren nie willkommen und diejenigen mit einer dunklen Hautfarbe erst recht nicht.

Meine Erfahrung ist: Emigranten brauchen einen „heimatlichen Anker“ in der Fremde, vor allem in der Anfangszeit, das zeigt sich immer und überall auf der ganzen Welt. Man kann das belächeln und übertrieben finden – und wenn die Gespräche sich wirklich nur um den besten Goudakäse in Berlin, also um die Sehnsucht nach dem heimischen Geschmack drehten, wäre das sogar gerechtfertigt - aber ein Integrationsprozess ist sehr vielschichtig und lässt sich nur im Erfahrungsaustausch bewältigen und vertiefen. Dabei geht es sicher auch darum, die eigene Identität nicht zu verlieren, die sich vor allem in der Muttersprache manifestiert.

Die Themen an den holländischen Abenden drehten sich also meistens um Kulturunterschiede, die zunächst mal erkannt werden mussten, damit man lernte, sich dazu zu verhalten. Wir redeten über deutsche Sitten und Gebräuche, über das Schulsystem, über das Gesundheitswesen, das Wahlsystem und was sich alles so ergab.

Natürlich wurden in diesem Kreis auch die holländischen Feste gefeiert. Das Sinterklaasfest wurde ein lustiger Abend, teils mit kabarettistischen Einlagen. Einmal spielte ich die emanzipierte Tochter des Bischofs. Sie hieß Klazina und auf der Bischofsmütze befand sich das Frauenzeichen statt des Kreuzes.

Bé hielt aber auch die ernstere Tradition aufrecht, nämlich den nationalen Gedenktag für die Toten im zweiten Weltkrieg. Dafür fuhr eine Delegation zu einer kleinen nationalen Gedenkstätte in Heiligensee (nach der Wende fuhr man nach Sachsenhausen).

In begrenzter Weise wurden die Holländer einbezogen in die Gemeindearbeit und zwar speziell für die Niederländer in der ostdeutschen Republik. Jedes Jahr wurden kleine Päckchen hergestellt mit etwas Kaffee und Schokolade, manchmal niederländischem Spekulatius oder einem Kalender mit niederländischen Ansichten. Wir packten an einem holländischen Abend so um die 40 Päckchen ein, die in die DDR verschickt wurden.

Hin und wieder – gewöhnlich an einem Frühlingstag - machten wir mit Marieke, die ein Auto besaß, eine Tour ins Umland von Berlin. Wir besuchten dort Frau Raats in Babelsberg, Frau Bartels in Rathenow, Frau IJsselstein und Familie Elgerts in Brandenburg. Das waren schöne, heitere Ausflüge, die ich sehr genossen habe, nicht zuletzt wegen der wunderbaren Landschaft, die man in Westberlin so selten genießen konnte. Am 30. April (Königin-Geburtstag) lud die Botschaft in Ostberlin zu einem jährlichen Empfang ein. Diese einzige richtige Niederländische Botschaft gab es seit der Anerkennung der DDR (in Westberlin gab es ja nur die Militärmission). Bé, die diese offizielle Einladung bekam, hatte immer ein paar Westberliner Holländer im Schlepptau, wenn sie ihre Aufwartung machte. Die anderen geladenen niederländischen Gäste stammten aus der DDR.

Am 1.5.1977 schrieb ich*: „Gestern haben Johanna, Marieke und ich eine Fahrt nach Potsdam und Brandenburg gemacht. (Wir sind nicht als Holländer gegangen, sondern als „Westberliner“. Auf diese Weise haben wir die Möglichkeit, bis zu 30 Tage im Jahr in die DDR zu reisen, jedes Mal aber nur einen Tag. Der Westberliner Senat bezahlt in diesem Fall unsere Visa!).*
Wir haben in einem ganz kleinen Dorf (Nitzahn) einen Pfarrer (Frank Richter) besucht. Das war eine schöne Begegnung. Obwohl sie gar nicht wussten, dass wir kamen, standen die selbstgebackenen Kuchen (in einer für Holländer unvorstellbaren Menge) schon bereit. Wir fragten, ob es einen speziellen feierlichen Anlass gab. Sie sagten, dass dieser Anlass jetzt da wäre. Also haben wir zusammen den Geburtstag unserer Majestät gefeiert. Das Gespräch war sehr interessant. Wir haben viel über die kirchliche Arbeit in der DDR gehört, über die Probleme – die oft ähnlich waren wie im Westen – und über die speziellen Probleme in einer Dorfgemeinde. Danach haben wir eine Familie (Fam. Elgerts) in der Nähe von Brandenburg besucht, wo ich schon mal gewesen bin. Es ist eine Arbeiterfamilie mit zwei Kindern, davon ist eins behindert und leidet unter epileptischen Anfällen. Ihre Großmutter (Frau IJsselstein) ist Niederländerin und lebt in der Stadt Brandenburg. Die Menschen freuen sich immer sehr, wenn wir sie besuchen.

Überall wo wir vorbeifuhren, sah man rote Fahnen für das Maifest, auch Plakate mit Symbolen (rote Nelken) und Sprüche. In jeder Ortschaft standen Tribünen. (...)“

Und am 3.3.197 hieß es: *„Am Sonntag 1. Mai – Tag der Arbeit – gab es in Ostberlin ein großes Fest. Im neuen Stadtzentrum Alexanderplatz gab es allerhand zu tun. Morgens gab es Umzüge und Paraden. Mittags gab es viele Buden und Verkaufsstände und es traten Musikgruppen auf. Es sah aus wie unser Königin-Geburtstagsfest, nur war alles rot statt orange. Die Menschen trugen rote Papiernelken und überall hingen die Fahnen.“*

Zeichnungen

Ich zeichnete viel und gerne – mit Liebe zum Detail - und konnte diese Begabung im Haus immer nach Lust und Laune einbringen. Beim Kirchentag wollte man sich präsentieren und deshalb malte ich für den neuen Briefpapierbogen einen verschnörkelten Rand voller Symbolik. Einmal fertig gestellt schmückte diese Zeichnung viele Einladungen, Briefe und Schriften.

Am 14.6.1977 schrieb ich: *„(Jetzt) kann ich zum ersten Mal unser neues Briefpapier benutzen. Ihr dürft drei Mal raten, wer es gezeichnet hat. Wir haben es speziell für den Kirchentag drucken lassen. Alle Details haben ihre symbolische Bedeutung. Wenn ihr ca. 30 findet, heißt das, dass die Zeichnung ihren Zweck erfüllt hat. Ihr findet u.a. das offene Haus, die niederländischen Wurzeln (Tulpen), die Fülle des Lebens (die Ähre und das Brot), die Tradition von Wissen und Weisheit (Bücher mit der Bibel), den Dialog, Anerkennung, Freundschaft (Zeichen vom Juden- und Christentum, rote Nelken/ roter Stern, der Händedruck), Ost- und Westberlin, die Friedenstaube, das Schiff der Ökumene, Hoffnung (die aufgehende Sonne), Glaube/Vertrauen (Jesus auf dem Wasser), die Welt mit dem Fokus auf die Dritte Welt (die leeren Händen), Gefangenschaft/Folter (Stacheldraht), das Anti-Kriegssymbol, die Gastfreundschaft (Tasse Kaffee), Demonstration (Spanntuch und Fahne) und abermals Bücher zum Studieren. Die Pflanze – Zeichen des Lebens – schlängelt sich durch alles hindurch, wird noch einmal begossen. Man sieht, wie die Dritte Welt leergesogen wird. Aber die Pflanze kommt am Ende als Rose (Zeichen der Liebe) wieder zum Vorschein.*

Das alles gibt, in der Fülle, wieder, was sich im Haus alles bewegt.“

Kirchentag in Berlin – Juni 1977

Im Laufe des Frühlings verliefen die Vorbereitungen für den Kirchentag etwas fieberhafter. Das kleine Kraemer-Haus hatte einen überproportionalen Anteil am Geschehen, insbesondere beim „Markt der Möglichkeiten“, der – wie schon erwähnt – ein No-

vum in der Kirchentagstradition war. Bé schien diesen Umstand mühelos zu bewältigen, denn sie war es gewohnt, gleichzeitig auf vielen Hochzeiten zu tanzen. Noch dazu hatte sie ja ihre Dutzende von fleißigen Helfern und Helferinnen, die sie meistens nur mit ein paar einnehmenden Worten und mit einer typischen Geste (der Kopf ein wenig schief, die Augen zwinkernd, das Lächeln zielbewusst, während sie – fast symbolisch - ihre eigene Haarlocke um den Finger wickelte) engagiert hatte.

Anfang Juni war es dann so weit.

Am 14.6.1977 notierte ich: *„Wir haben gerade den Kirchentag hinter uns, wo wir sehr intensiv involviert waren. Wir hatten fünf Stände auf dem so genannten „Markt der Möglichkeiten“, nämlich über Süd-Afrika, über Brasilien, über die Philippinen, über Kirche in der DDR und über Frieden und Abrüstung. Dazu wurde noch eine Podiumsdiskussion organisiert (mit u.a. Helmut Gollwitzer) und auch ein ökumenischer Gottesdienst veranstaltet. (...) Ein ökumenischer Gottesdienst war eigentlich tabu - ging also nur in unserer Verantwortung – und über die Spielräume der Kirche in der DDR durfte man nicht positiv berichten. Die DDR ist hier ein heißes Eisen; vor allem in Kreisen der CDU wurde wieder einmal tüchtig in Kalter-Kriegsatmosphäre gearbeitet. Des Weiteren ist der Stand über Frieden und Abrüstung groß in den Nachrichten erschienen. Man hatte die Situation in West-Berlin in den Focus genommen unter dem Motto: „West-Berlin: von Frontstadt zur Kolonie des Westens – einmal Stadt der Entspannung?“ Diese Terminologie „Kolonie des Westens“ hat viel Staub aufgewirbelt. Zur gleichen Zeit lief eine Kampagne gegen einen katholischen Priester, der seines Amtes enthoben wurde und der bei uns arbeitet. [Gemeint war natürlich Claus Hebler, der an dem betreffenden Stand mitgearbeitet hatte.] Unglücklicherweise war er während dem Kirchentag auch noch bei einer Friedenskonferenz in Moskau gewesen, was ihn noch verdächtiger machte. (...)“*
„Wir mussten den eigenen Stand über Brasilien fertig stellen. Wir haben eine große Wandzeichnung gemacht mit VWs und Hochhäusern. Daneben Bilder von Elendsvierteln und die Worte: „Autos für ein Volk ohne Schuhe“. Die Türen der Autos und einzelner Häuser konntest du aufklappen und darin gab es Informationen über Brasilien. Es war ein schönes Erlebnis, diesen Markt zusammen mit anderen Gruppen aufzubauen. Wir wurden in eine Ecke platziert, die am wenigsten „kirchlich“ war. Es waren allesamt 3. Welt-Gruppen. (...)“

„Anschließend kamen in etwa 100 Holländer für ein Nachgespräch ins Kraemer-Haus. Ungefähr 200 Leute waren nach Berlin gekommen. Zum Glück war das Wetter gut und konnte alles im Garten stattfinden. Fast die ganze Gruppe fuhr abends dann noch nach Ost-Berlin. (...)“
„Mehr als 50.000 Besucher hat es gegeben in den Berliner Messehallen. Für Holländer

ist es fast unvorstellbar, dass so viele Menschen zu einer kirchlichen Veranstaltung gehen. Die deutsche Situation ist aber etwas anders, da doch viele Leute formell Mitglied einer Kirche sind – auch wenn sie nicht gläubig sind. Ein großer Teil der sozialen Arbeit wird von Kirchen geleistet.“

Sommer-Impressionen 1977

In der Sommerzeit im Hendrik-Kraemer-Haus gab es immer viel Bewegung. Menschen kamen und gingen, vor allem junge Leute wegen den Semester- und Schulferien. Der Garten konnte genutzt werden für Aktivitäten und für ein Zeltlager. Es war eine günstige Zeit für Großputz und Renovierungen im Haus, für Ausflüge und Gartenfeste. Der Sommer war auch die Zeit des Wechsels. Mitarbeiter verließen das Haus, neue kamen hinzu.

Die Briefe aus dieser Zeit vermitteln auch die Buntheit dieses Hauses, sein ganzes Treiben. Ein Haus, das in der praktischen, sozialen und politischen Arbeit alles miteinander verband.

So hieß es am 29.6.1977*: „Gerade ist das Haus wieder ziemlich voll und zwar mit Holländern: ein Sommerhelfer, ein Leiter fürs Sommercamp und eine Freundin von Johanna. Jacob und Hartmut haben sich jetzt offiziell verabschiedet. Jacobs Abschied haben wir groß gefeiert. Johanna und ich haben einen Sketch aufgeführt. Jetzt müssen wir auch bald Henks Abschied vorbereiten. Morgen ist der Ausflug mit den Alten. (…) Ich habe noch eine Woche flach gelegen, ich hatte einen Schultheiß Bierkasten hochgehoben. Nerv eingeklemmt. Ich konnte gar nicht mehr aufstehen. Es hat sogar 14 Tage gedauert, bis ich mich wieder normal bewegen konnte.“*

Am 20.7.1977 notierte ich: *„(…) Dann hatten wir ein Arbeits- und Studienlager im Garten. Neun junge Leute aus Holland von der NCSV (Nederlandse Christelijke Studentenvereniging). Sie waren zwei Wochen hier. Es fühlte sich an wie eine Jugendherberge im Kleinen. Sie haben den Flur gestrichen und in der Bibliothek gearbeitet. Das Camp wurde leider etwas schlecht vorbereitet.*

Jetzt sind hier noch etwa sieben Leute von einem anderen Workcamp im Haus. Sie haben in Ostberlin auf dem jüdischen Friedhof gearbeitet, zusammen mit Jugendlichen aus der DDR. Es war ein Projekt unserer Ostberliner Gemeinde. Diese sieben Leute sind älter als die Jugendlichen unseres Camps. Es sind sehr nette Leute, sehr motiviert, auch um sich in den Niederlanden stärker gegen das „Kalte-Krieg-Denken“ einzusetzen. Ich habe gemerkt, dass an diesem Punkt in den Niederlanden eine wichtige

Aufgabe liegt. Das westliche Denken ist so tief verankert. Du wirst dir dieser Tatsache erst richtig bewusst, wenn du mit Leuten aus Osteuropa in Kontakt stehst."

(…) Wir haben Henks Abschiedsfest gefeiert. Er reist heute ab und dann bleiben Bé, Johanna und ich als einzige feste Bewohnerinnen übrig. Sie verreisen nächste Woche, nach Genf und nach Holland. Wir haben noch zwei Sommerhilfen und dann ist Chris eingetroffen…"

(Chris sollte die Fahrtdienste von Henk übernehmen und er besaß einen Führerschein. Allerdings hatte er diesen erworben, indem er ein paar Mal über seine Heimatinsel Curacao gefahren war. Jetzt wurde er vertrauensvoll von Bé in den Berliner Stadtverkehr geschickt, aber es war recht abenteuerlich, mit ihm zu fahren.)

Dann fand ein „fliegender Wechsel" statt. Ich fuhr nach nach Holland und Bé kam am nächsten Tag wieder. Ich legte ihr einen Brief zur Übergabe ins Fach (4.8.1977):

„Dag Bé, Ich schreibe dir noch kurz diesen kleinen Brief, bevor ich nach Holland verreise. Die meisten Sachen stehen im Buch oder liegen in deinem Postfach bereit.

Die Auto-Fahrt mit Tante Fie, Frau Polak und Marieke war ein großer Erfolg. Tante Fie wird dir davon berichten und auch von den Plänen, die daraus hervor gegangen sind. Der Altenkreis war „gezellig". Viel Kuchen! Greta Kozijn wird im Winter zusammen mit Sylvia eine Kur antreten. Greta hat auch über ihre Hollandfahrt berichtet. Ich habe noch ein paar Lichtbilder aus Holland gezeigt.

Idel ging es leider nicht so gut beim letzten Mal. Sie ist bei ihrer Arbeit umgekippt, leidet unter Blutungen und macht sich jetzt wegen ihrem Urlaub Sorgen.

In der Plastiktüte für den Osten befinden sich zwei Schachteln mit Medikamenten. Sie bat um große Packungen, aber zwei Mal die kleineren sind wahrscheinlich leichter über die Grenze zu transportieren. Kannst du für die erbetenen Adressen für Wolfgang sorgen (siehe Telefonheft)?

Die Polengruppe (eine holländische Gruppe, die Polen besucht hat - E.) haben wir wohl, aber sehr spät empfangen. Wir haben kaum hören können, wie es gewesen ist. Sie reisten Sonntag schon früh ab. Sie haben viel Autopech gehabt. Ein Teilnehmer ist noch in Berlin und wird wahrscheinlich noch Kontakt zu dir aufnehmen.

Bei der Verabschiedung von Jan Jaap und Koos (zwei Sommerhilfen - E.) stellte sich heraus, dass ihr Aufenthalt im Haus von beiden Seiten positiv bewertet wurde. Wir

haben Jan Jaap eine chilenische Schallplatte und das Kochbuch von Harry Haas geschenkt.

Ich wünsche dir viel Erfolg bei der Archiv-Bestandsaufnahme.
Bis in zwei Wochen, Els

*p.s.. *Siehe in „De Groene“ von dieser Woche: Artikel über die Neutronenbombe! * Die sieben Uhr Nachrichten in den letzten Tagen: zwei Drittel Ponto-Nachrichten,ein Drittel Nachrichten aus Deutschland und aus der Welt“*

Am 31.8.1977 hieß es: *Es ist hier im Moment herrliches, sommerliches Wetter und ich schreibe diesen Brief im Garten. Wir sind nur zur Dritt zu Hause: Bé, Johanna und ich, ein reines Frauenhaus also.*

Johanna und ich bereiten einen Informationsabend über die DDR vor. Heute Abend und morgen Abend kommen nämlich Schüler von der MTS (Middelbare Technische School) aus Apeldoorn ins Haus. Zweimal 30 Leute. Das gehört alles zur Arbeit des Hendrik-Kraemer-Hauses. In den vergangenen drei Jahren hat Jacob diese Arbeit gemacht und jetzt sollen wir die Aufgabe übernehmen. An sich gefällt mir diese Arbeit. Es bringt mich zum Lesen von Informationsmaterial über die DDR. Ich beschränke mich auf die Geschichte und auf das Bildungssystem. Johanna übernimmt Kirche und Theologie und die Rolle der Frau.

Natürlich müssen wir unsere Kenntnisse noch stark erweitern, und das schaffen wir nicht von einem Tag zum anderen.
Ich finde alles sehr interessant und bekomme neue Erkenntnisse über die Entstehung der DDR. (…) Es ist doch nach dem Krieg insgesamt ein sehr komplizierter Prozess gewesen, der in die Teilung Deutschlands mündete. Dabei hat doch die östliche Zone immer gestrebt nach einem vereinten „anti-faschistischen, demokratischen Deutschland“. (…) Ich spüre ein Stück Ungerechtigkeit bei der Verdrehung der Fakten, die so typisch ist für die allgemeine Haltung der DDR gegenüber.“

(…) Am vergangenen Sonntag habe ich einer Gruppe Jugendarbeiter etwas über Holland erzählt. Für diesen Zweck hatte ich ja neulich ein paar Lichtbilder in der Heimat gemacht. Es ging ziemlich gut, auch wenn ich alles auf Deutsch erzählen musste. Nur war meine Geschichte nicht ganz auf ihre Erwartungen abgestimmt. Es kamen mehr gezielte Fragen über die konkrete Jugendarbeit und über das Problem der Arbeitslosigkeit als über die allgemeine Politik der Niederlande. (…)

Am vergangenen Samstag haben wir das traditionelle Sommerfest gefeiert mit einem Basar, mit einem Angebot von Kaffee und Kuchen und mit einem Informationsstand. Wir hatten auch einige Sachen für die Kinder organisiert. Sie konnten ihren eigenen Basar aufbauen, ihre Preise selbst bestimmen und dann haben sie sich verkleidet und eine Modeshow vorgeführt. Dann gab es noch „het rad van avontuur“ (Tombola), gegen Abend Erbsensuppe und am Schluss ein Lagerfeuer. Es kamen viele Leute, eine Mischung von sehr alt und sehr jung und auch in vielerlei Hinsicht sehr heterogen. Zum Glück hatten wir gutes Wetter und alles konnte im Garten stattfinden.“

Manchmal doch etwas zu bunt…

Es war eine gute Entscheidung gewesen, dass ich mich von vornherein auf zwei Jahre Roter Engel eingelassen hatte. Denn jetzt hatte ich Einblick gewonnen, Erfahrungen gesammelt und konnte mehr Verantwortung übernehmen. Auch die deutsche Sprache beherrschte ich besser. Sozial gesehen hatte ich viele Beziehungen geknüpft, sodass ich auch meine Rolle als Gastfrau besser gestalten konnte. Ich dehnte meine Zeit im Kraemer Haus sogar auf drei Jahre aus, nachdem der Deutsche Hartmut mein Lebenspartner wurde.

Die folgenden Jahre zehrten aber auch sehr an meinen Kräften, das manifestierte sich vor allem am Ende dieser intensiven Zeit. Es ist toll in einem lebendigen Haus zu leben und zu arbeiten, aber die Buntheit wurde hier und da doch etwas zu bunt. Also gab es Spannungen und Reibungen, die vor allem aus Erschöpfung entstanden. Obwohl ich die neuen Teammitglieder persönlich mochte, fehlte mir (und dem Haus) die Disziplin von Jacob, die eine gewisse Struktur im Chaos einforderte.

Jetzt gab es öfter mal die typischen Wohngemeinschaftsprobleme: Wer räumt die Küche auf? Wer hat den Saustall hinterlassen? Wer hat vergessen, die Klos zu putzen?

Johanna und ich reagierten als Frauen - für diese Zeit ganz typisch - völlig entgegengesetzt: Sie protestierte auf die feministische Art. Sie verweigerte jeden Handgriff, der anfiel, wenn ein zuständiges Teammitglied versagt hatte. Ja, es gab Momente, in denen sie obendrein auch noch einen Streik durchführte, nur um zu sehen, ob sich dadurch in der Haltung der anderen etwas änderte. Tat es natürlich nicht. Wahrscheinlich auch, weil

ich in der braven, ausgleichenden Mädchenrolle verhaftet blieb und sehr schnell dabei war, die Wogen und Unordnung zu glätten, sowohl das schmutzige Chaos im Haushalt als auch die Verstimmungen.

Dann stand ich morgens seufzend in der Küche und räumte den Dreck weg von der Abendtruppe, die bis spät in die Nacht, ziemlich laut und fröhlich gebechert hatte. In den siebziger Jahren wurde in solchen Nächten immer endlos diskutiert. Selbstverständlich hatte man erst um zwei Uhr nachts - frühestens - die genialsten Ideen, wie man die Welt verbessern konnte.

Bé wollte sich mit diesen Dingen nicht belasten. Ihr Desinteresse war ihr Schutz. Ihre Aufgaben im Haushalt hielt sie so gering wie möglich. Aber ihre Devise: das Haus ist 24 Stunden offen, die stand nicht zur Debatte…

Meine Mutter besucht mich

Meine Mutter konnte gut loslassen. Sie ließ mich gehen in das Land der ehemaligen Besatzer, die ihr das Leben in Kriegszeiten so schwer gemacht hatten. Ich hatte ihr ganzes Vertrauen, dass ich dort wohl den richtigen Weg finden würde. Selbst hatte sie kaum Erfahrungen im Ausland gemacht und keine Fremdsprachen gelernt. Eine Reise nach Deutschland und zwar über die Stacheldraht-Grenze hinaus in die geteilte Stadt Berlin war für sie kein geringes Abenteuer.

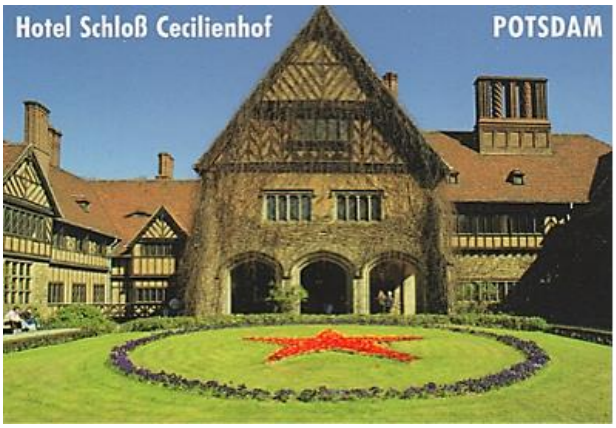
Aber natürlich besuchte sie mich. Sie verbrachte gleich am Anfang die Weihnachtstage im Kraemer-Haus und lernte damit schon das Haus und seine Bewohner kennen. Als sie mich das zweite Mal besuchte, war es Sommer (Juni 1978). Da war ich schon eine erfahrene Mitarbeiterin des Hauses und kannte mich in der Stadt schon recht gut aus. Ich hatte inzwischen einen Führerschein erworben (auf Kosten des Hauses) und übernahm auch einige Fahrdienste.

Am 5.7.1978 schrieb ich meiner Freundin: *„Inzwischen war meine Mutter zu Besuch. Sie schrieb mir heute Morgen, dass sie sich in den 11 Tagen gut amüsiert hat. Ich habe sie überallhin mitgeschleppt: Hausbesuche, Kindernachmittag in Ostberlin, Altenkreis in Ostberlin, und wir waren sogar einen Tag und eine Nacht in der DDR. Ich hatte nämlich mit dem Holländerkreis einen Tag in der DDR organisiert. Wir wollten uns da einige Sachen anschauen – vor allem in Potsdam – und einige Besuche machen. Wir konnten alle als Westberliner einreisen, nur meine Mutter nicht. Deswegen bin ich mit ihr – und Ute – einen Tag vorher nach Potsdam gereist. Wir mussten ein Hotelvisum nehmen und landeten damit in dem berühmten Schloss Cecilienhof, wo 1945 das Potsdamer Abkommen unterschrieben wurde, also ein historischer Ort.“*

Diese Fahrt nach Potsdam war ein besonderes Abenteuer. Erstens war mein Führerschein noch recht frisch, sodass eine Fahrt mit dem noch nicht sehr vertrauten Dienstwagen über die Grenze und dann über die Ringautobahn um die Stadt herum nach Potsdam für mich noch eine große Herausforderung war.

Zweitens wollten wir gar nicht ins Hotel, sondern wir hatten vor, eine Nacht in Ostberlin bei Ute zu verbringen, um erst am nächsten Tag nach Potsdam zu fahren. Dafür gab es einen altbekannten Trick, der zumindest in der Sommerzeit von vielen Leuten schon erprobt war. Man gab an der Grenze an, dass man zelten wolle. Im Gegensatz zum Hotelvisum brauchte man sich beim Campingvisum nicht auf den Ort festzulegen. Es wurde also nicht registriert, ob man tatsächlich bei einem Zeltplatz angekommen war. Die jungen Leute, die diese Möglichkeit nutzten, um bei ihren Freunden übernachten zu können, nahmen die Sache immer ganz locker. Es wurden höchstens Schlafsäcke, aber nie ganze Zelte mitgeschleppt. Sie kamen immer damit durch. So wollte ich es auch machen. Beim Checkpoint Charly schauten die Grenzbeamten aber von vornherein skeptisch in das Auto. Vor allem meine Mutter (Mitte 60) wurde kritisch beäugt. „Sie wollen zelten?“ fragten sie ziemlich ungläubig. Da meine Mutter recht häufig die Sommerferien auf einem Zeltplatz verbrachte, hatten wir nicht damit gerechnet, dass diese Vorstellung bei einem ostdeutschen Grenzbeamten Befremden auslöste. Nun wollten sie aber das Zelt sehen, das Zelt, das wir nicht dabei hatten ...

Daraufhin wurde uns kurz und bündig erklärt, dass wir ein Hotelvisum benötigten, wenn wir nach Potsdam reisen wollten. Also fuhren wir mit dem üblichen Tagesvisum über die Grenze, holten Ute ab und fuhren zum Alexanderplatz zum Reisebüro. Wir hatten die Befürchtung, dass wir viel Geld für das Interhotel (speziell für ausländische Gäste) ausgeben müssten und außerdem, dass unsere Ostberliner Freundin, die mit dem Auto mitfahren wollte, nun dort keinen Schlafplatz finden würde.



Im Reisebüro wurde uns gesagt, dass das Interhotel ausgebucht sei, man könne uns aber noch im Cecilienhof unterbringen. Das war eine Überraschung für uns und der Preis war erstaunlich günstig: 21,50 (Ost-)Mark pro Person. Als Ute sich daraufhin erkundigte, ob es für sie auch noch einen Platz gäbe, war die Antwort: Ja. Wir konnten es kaum glauben, dass die Sache so einfach war. Ute bekam ihr Bett für den gleichen Preis. Und so zogen wir, als wir in Potsdam ankamen, in das historische Ambiente und schliefen in einem sehr schönen, zweigeteilten Dreibettzimmer. Wir konnten in den Innenhof schauen, wo im Muster eines gut gepflegten Blumenbeetes ein roter Stern zu sehen war.

Natürlich haben wir uns gefragt, ob Stalin damals möglicherweise unsere Toilette benutzt hat.

Neue Menschen, neue Zeiten, neue Herausforderungen

Im Herbst kamen der neue Vikar Reinier und seine Frau Else. Sie wollten auch gern ihre Katze mitbringen, aber Bé war überhaupt keine große Tierfreundin (was wir schon öfter festgestellt hatten, wenn Gäste ihre Hunde mitbrachten). Sie hatte eine Art Katzenallergie, aber die war eher psychisch. Ihre Offenheit kannte also auch Grenzen. Als Reinier die Gelegenheit bekam, für einige Monate in die Universitätsstadt Jena zu ziehen, schaffte Else sich - Bé zum Trotz, - zwei kleine Kätzchen an. Sie selbst hatte Arbeit in der Stadt in einem betreuten Wohnheim für Jugendliche gefunden.

Weil Claus von seiner Kirche mehr oder weniger auf non-aktiv gesetzt worden war, wurde er zu einem externen Mitarbeiter, der zwar nicht jeden Tag da war, aber dennoch starke politische und (befreiungs-)theologische Impulse einbrachte. Wie man in einer biografischen Betrachtung von Bé beobachten kann, suchte sie sich immer einen starken Menschen an ihrer Seite. Einen Menschen mit politischem Scharfsinn. Diese Menschen waren ausnahmslos Männer.

Bé - selbst eine starke Frau - tat sich schwer, in starke, gebildete Frauen ihr Vertrauen zu setzen. Das war leider ihre Schwäche.
Claus trat mit einer tatkräftigen politischen Konsequenz auf, die Anfang der 80-er Jahre dazu führte, dass die ersten Geflüchteten ins Haus kamen: politisch Verfolgte der damaligen türkischen Militärdiktatur, hauptsächlich Kurden.

Er war es auch, der anregte, sich konzeptionell mit dem Kraemer Haus zu beschäftigen. An Klausurtagen machten wir uns Gedanken über veränderte Zeiten und Realitäten. Die alte „Niederländische Gemeinde“, das Haus als „Pastorie“ verblasste, zumindest in Westberlin. Das Haus in der Limonenstraße wurde immer mehr zu einem politischen, ökumenischen Zentrum.

Die Entwicklungen taten meinen Tätigkeiten keinen Abbruch, denn die soziale Arbeit im Westen lief weiter, aber sie geschah oft auch nur am Rande, und ich musste manchmal schon um eine gewisse Aufmerksamkeit und Wertschätzung für diese Arbeit kämpfen.

Der Gemeindecharakter in Ostberlin blieb bestehen. Sie verstand sich als ökumenische Basisgemeinde, die von einem ehrenamtlichen Mitarbeiterkreis (MAK) geleitet wurde. Als auch dort Gespräche über neue Strukturen angeregt wurden, reagierten einige der aktiven jungen Leuten äußerst sensibel. Sie sträubten sich gegen jegliche Bestrebungen, die möglicherweise eine Hierarchie hervorbringen könnten, auch wenn sie vielleicht gar nicht so gemeint waren. Bé wollte überall „Vorstände“ gründen, einen für die Arbeit in Ostberlin und einen weiteren für die Arbeit in der „Republik“.

Mitte 1978, nach dem Weggang von Johanna, kam Michael Motter zu uns, ein rühriger Mitarbeiter, der sich schnell für das Haus begeisterte und sich mehr oder weniger rastlos einsetzte. Er brachte neben dieser Rastlosigkeit - die eine gewisse Auswirkung auf das Leben im Haus hatte - auch viel Humor mit.

Im Sommer 1978 nahmen wir zusammen die Renovierung der Kraemer Haus-Küche in Angriff. Enthusiastisch und gleichzeitig laienhaft, wie wir waren, fiel uns im Laufe des Verfahrens fast der ganze Putz von der Küchendecke herunter. Zum Glück war Michaels Vater Maurer im Ruhestand und konnte die Sache retten. Das Resultat konnte sich sehen lassen: eine sehr gemütliche „holländisch“ anmutende, Küche in blauen und grünen Tönen, sogar mit Delfter Kachelschmuck (wenn auch nicht echt)!
Michael blieb ganze vier Jahre im Hendrik-Kraemer-Haus und sorgte damit für eine gewisse Kontinuität.

Obwohl im Laufe meiner Tätigkeit im Hendrik-Kraemer-Haus die Ereignisse und Tätigkeiten sich wiederholten, (ohne dass jemals Langeweile entstand), gab es Ende 1978 noch einen Höhepunkt: das „Golli-Festival“.

Zu Ehren von Helmut Gollwitzers 70-stem Geburtstag wurde ein großer theologischer Kongress in Dahlem organisiert, der sich mit Themen aus der Bekennenden Kirche beschäftigte. Nicht nur sah das Kraemer-Haus sich selbst in der Pflicht, diesen Geburtstag für den Freund des Hauses auszurichten, sondern ihm wurde diese Aufgabe auch mehr oder weniger zugeschoben. Denn die offiziellen Kirchenoberen befanden sich in einer Art Zwickmühle: Sie konnten den bekannten und verdienstvollen Theologieprofessor nicht ignorieren, gleichzeitig war er ihnen aber für das Ansehen ihres eigenen erhabenen Amtes deutlich zu links. Mehrere bekannte Persönlichkeiten aus dem kirchlichen und ökumenischen Bereich, national und international, wurden zu diesem Seminar eingeladen. Viele Gäste trafen ein, einige wurden im Haus untergebracht.

Ich glaube, das Ereignis war im Ganzen gut gelungen. Man sprach noch tagelang davon. Es ist wohl auch inhaltlich sehr interessant gewesen.

Ich kann dies leider nicht bezeugen. Ich tat, was alle anderen Roten Engel im Kraemer-Haus immer taten: Ich bezog die Betten und kümmerte

mich um das Buffet, denn die ungefähr 80 Leute wollten nicht nur Referate hören, sondern auch satt werden.

Damit tat ich dem Ganzen wohl einen guten Dienst, denn wie sagte noch mal Bertold Brecht: „Und weil der Mensch ein Mensch ist, drum will er was zu essen …“

Und danach …

Auch nach meinem Weggang aus dem Hendrik-Kraemer-Haus im Sommer 1979 blieb ich in der Stadt und lernte endlich das Leben auf den niederen Etagen von Westberlin kennen. Die Einzimmerwohnung im Altbau (zweites Hinterhaus) in Moabit besaß keine Dusche, kein warmes Wasser, keine Doppelfenster oder Innentoilette. Es gab einen großen Kachelofen, einen Ausblick auf den Kohlenhändler und ein Außenklo auf halber Treppe. Dafür betrug die Monatsmiete kaum mehr als 70,- DM. Es wohnten dort Studenten, Migranten mit ihren Familien, alte Berliner(-innen) und arme Leute mit Suchtproblemen. Im heruntergekommenen Treppenhaus roch es nach Klo, nach Kohlsuppe, nach Knoblauch und nach den Ausdünstungen der Alkoholkranken. Im Winter vermischten sich diese Gerüche mit dem Smog, der von draußen kam. Hier fing mein neues Leben an.

Es würde ein weiteres Buch brauchen, um diese Geschichte zu erzählen.

Aber mit dem Kraemer-Haus, mit Bé, mit den Freunden aus Ost und West blieb ich weiterhin verbunden. Es wurde leider schwieriger, ganz locker mal einen Tag über die Grenze zu gehen. Erstens wurde der Zwangsumtausch auf 25,- DM erhöht und zweitens hatte ich Kinder bekommen, die anfangs nicht die holländische Staatsbürgerschaft hatten. Dies bedeutete, dass ich mit ihnen zusammen nur als Westberlinerin über die Grenze gehen konnte, was einen bürokratischen Aufwand bedeutete: Die Beantragung der Visa dauerte ein paar Tage.

Ich machte mit der Niederländischen Ökumenischen Gemeinde und mit dem Hendrik-Kraemer-Haus noch viele gemeinsame Erfahrungen. Wir erlebten die Wende und die Zeit danach, als die jahrelang getrennten Teile Ost und West in einem kommunikativen Prozess wieder zusammen fanden. Kein leichter Prozess, aber er geschah zumindest auf Augenhöhe, was anderswo in der Gesellschaft sehr oft nicht der Fall war.

Der Kalte Krieg war vorbei, ein neuer globaler Krieg war aber – und das wussten wir – schon längst im Gange …

****

Ich danke meinen lieben Freundinnen und Freunden aus der Niederländischen Ökumenischen Gemeinde und aus dem Verein „Freunde des Hendrik Kraemer Hauses e.V.“, euch sind meine Zeilen gewidmet.

Mein spezieller Dank geht an Stephania Weigmann, die akribisch und mit viel Geduld meine Rechtschreibfehler und „Hollandismen“ aufgespürt hat. Ebenso Jenneke Oosterhoff (aus einer fernen Region der Welt). Und am Ende hat Ingrid Ehrler einen weisen Blick auf das fertige Manuskript geworfen. Ich danke auch Constanze Kraft, die mich ermutigt und lay-out-technisch beraten hat.

Els van Vemde
2017

*Bilder: zum größten Teil private Bilder von Els van Vemde und von Freund*innen, dazu einige aus dem HKH-Bilder Archiv und alte Postkarten.*